



Berlin, den 25. April 1904.

Der neue Truſt.

Herr August Bebel, Graf Ludwig von Reventſow, Herr Elard von Oldenburg: dieſe drei Männer haben in der zweiten Aprilwoche den Reichstag vor Schande bewahrt; vor dem ſchändenden Ruf völliger Unfähigkeit zur Beurtheilung der Hauptfragen internationaler Politik. Die drei Abgeordneten ſind durch Divergenzen des Zellenurſprunges, des Temperamentes und Klaſſenbewußtſeins getrennt und könnten wahrſcheinlich an keinem Punkt ihre Stimmen zu einer Entſcheidung vereinen. Aber ſie ſehen, was iſt, und haben den Muth — ſo muß man im Schattenreich ſchlotternder Parlamentarier heute ſchon nennen —, offen auszusprechen, daß die deutſche Politik zum Erbarmen unfruchtbar geworden iſt und der höchſte, allein verantwortliche Reichsbeamte in keinem der ſeiner Obhut anvertrauten Bezirke Nützliches geleistet hat. Jeder von ihnen hat ſ auf ſeine beſondere Weiſe geſagt.

Herr Bebel tadelte die unerſättliche Luſt an Tafelreden und Feſten, die weder zu den Hiobspöſten aus Südweſtafrika noch zu der Schlappe paſſe, die der britiſch-franzöſiſche Vertrag eben erſt dem Preſtige Deutſchlands bereitet habe; rügte, daß in Rußland geborene Juden bei uns von der Polizei beläſtigt und aus dem Reich gewieſen werden, weil ruſſiſche Behörden es fordern, und daß der Hamburg-Amerika-Linie geſtattet wurde, während des Krieges und trotz der feierlich verkündeten deutſchen Neutralität dem peterſburger Marineamt einen Schnell dampfer zu verkaufen. Graf Bülkow antwortete, er habe im Fall Wendelſtamm nicht anders gehandelt als Bismarck im Fall Wendelſohn,

und berief sich auf die früher von ihm aus den Handakten der Reichskanzlei verlesenen Marginalien, die allerdings beweisen, daß Bismarck in einer bestimmten Situation hohen Werth darauf legte, dem von Attentaten bedrohten Zaren Alexander jeden Zweifel an dem guten Willen der in Deutschland Regierenden zu nehmen. Erstens aber dürften Randbemerkungen, die über die Ministerialsphäre nicht hinauskommen sollten, ohne härtesten Zwang nicht veröffentlicht werden; und zweitens vergaß der beredte Herr, das Wichtigste zu erwähnen: daß Wendelssohn unter schweigender Duldung deutscher Behörden den Russen entschlüpft war und der Kanzler, um die dadurch bewirkte Verstimmung des Rußenherrschers nicht noch stärker werden zu lassen, mehr diligentiam prästiren mußte, als er sonst pflegte. Graf Bülow hat also Geheimakten veröffentlicht, ohne die Publikation ausreichend zu erläutern, und seinen „großen Vorgänger“ in ein schlechtes Licht gerückt, ohne sich selbst dadurch ein für die Beweisaufnahme erhebliches Zeugniß zu schaffen. Unzulänglich war auch sein Versuch, den Verkauf des Schnelldampfers zu rechtfertigen. Das Schiff, sagte er, ist an eine ausländische Firma verkauft worden. Sehr richtig; nur weiß jedes Kind, daß diese Firma als Zwischenhändler für Rußland fungirt und daß die Hamburg-Amerika Linie den profitlichen Bruch der Neutralität wagen durfte, weil ihr Generaldirektor auf der Mittagshöhe kaiserlicher Gunst strahlt und aus dem Schloß intime Depeschen wie diese erhält: „Kommen Sie morgen, lieber Ballin, und bringen Sie die großen Stiefel für Regenwetter mit; wir wollen spaziren gehen.“ Ueber Südwestafrika wollte der Kanzler einstweilen nicht sprechen; und der Reichstag war thöricht genug, durch ein paar umflorte Phrasen sich von dem heute wichtigsten Thema abdrängen zu lassen. Natürlich war jezt nicht im Parlament zu prüfen, ob der Gouverneur Beutwein als Verwalter nur kleine oder auch große Fehler gemacht habe; dazu wird später Zeit sein. Ohne Säumen aber mußte gesagt werden: daß im Hereroland die ganze deutsche Koloniarbeit vernichtet ist, von vorn anzufangen hat und die Regierung nicht eine Stunde länger zögern darf, den vom Schutzversprechen des Reiches übers Meer gelockten Ansiedlern ihre Verluste — nicht mit sarger Hand — zu ersetzen; daß die unkluge oder lässige Taktik, die unzureichende Mengen von Soldaten und namentlich Pferden in viel zu langsamem Tempo hinüberschickte, an dem Verlust von Menschenleben und Riesensummen mitschuldig ist; daß drüben noch mindestens zweitausend Reiter und dreitausend Pferde gebraucht werden, die in kürzester Frist auf schnellen Schiffen die Ausreise antreten müßten; und daß dem Kaiser, der im Mittelmeer Festtage verlebt und kein Zeichen seiner Theilnahme an dem

Schicksal der für Deutschland kämpfenden und fallenden Männer giebt, die Bedeutung der traurigen Sache offenbar nicht mit wahrhaftiger Offenheit dargestellt worden ist. Das wurde leider nicht deutlich gesagt. Zum Hentker mit all den „warmen Worten“, die Einer dem Anderen nachschwagt und die keinen Frierenden wärmen! Wir sind in einem richtigen Kolonialkrieg, der uns, wie die Kenner von Land und Leuten wispern, noch recht unangenehme Ueberraschungen bringen kann, werden, nach dem Vorbilde des second empire, mit Berichten über Siege gestopft, nach denen die deutsche Truppe sich zurückziehen muß, und haben den Wirthschaftertrag unserer besten Kolonie verloren. Das ist der Rede werth. Die Pflicht des Reichstages wäre gewesen, dem für solche Einbußen verantwortlichen Beamten derbins Gesicht zu sagen, daß die Nation die schlechte, schon jetzt mit Menschenleben und Millionenopfern bezahlte Vorbereitung des Krieges als eine beschämende Enttäuschung empfindet; und die mangelhafte Informatung des Reichshauptes schleunig ergänzt zu sehen verlangt. Ist unmöglich, einen der vielen unbeschäftigten Prinzen auf den Kriegsschauplatz zu schicken, so sorge man wenigstens dafür, daß von den Etappen der Vergnügungreise kein Zobelton ins Trauerhaus dringe. Wenn im Keller verkohlte Leichen liegen, sagt selbst ein berliner Wirth die Feste ab.

Herr Bebel hat diesmal den Kanzler in jedem Treffen geschlagen und fühlte sich so sehr als Sieger, daß er, gegen üble Gewohnheit, auf eine Duplik stolz verzichtete. Von einer anderen Seite packte Herr von Oldenburg, der forsche Garde-Mann und Agrarier, den bonner Husaren; höhnte ihn solustig, daß der Lärm des Gelächters den Charmanten aus der Wilhelmstraße rasch wieder auf den Königsplatz trieb. „Der Reichskanzler hat viele schöne Reden gehalten; aber Reden allein thuns freilich nicht. Seine Rede gegen die Sozialdemokraten ist ja auch gedruckt und vertheilt worden. Mein Wahlkreis hat achthundert Exemplare bekommen; sie wurden ausbezogen wie sauer Bier, doch Niemand wollte sie nehmen. Auch für die Landwirthschaft hat er geredet, aber noch niemals irgend etwas Reelles gethan. Er nennt sich einen Schüler des Fürsten Bismarck, hat dem großen Mann aber höchstens das Räusperrn und Spucken abgeguckt.“ So gieng eine ganze Weile; und jedes Spottwort wurde bejauchzt. Ein Kanzler des Deutschen Reiches dürfte selbst im Kontumazialverfahren nicht komisch wirken. Graf Bülow kam und erwiderte mit der Miene gekränkter Unschuld. Er habe nichts für die Landwirthschaft gethan? „Ohne meine beharrlichen Bemühungen wäre der Zolltarif schon in den Vorstadien stecken geblieben und nicht zu Stande gekommen. Ich sehe in der Vorlage des Zolltarifes eine für die Landwirthschaft nützliche That.“ Kein noch so schüch-

ternes Bravo war im Saal zu hören. Natürlich. Alles blickte den Grafen Pofadowsky an, der die ganze Arbeit für den Zolltarif allein geleistet hat und nun vernehmen mußte, daß der glatte Herr neben ihm sich eigenmündig den Erfolg zusprach. Und ist der Tarif denn schon „eine That“? Nein; höchstens ein Werkzeug, mit dem kluge Arbeiter Nützliches leisten können. Erstens ist der für Brotgetreide um anderthalb Mark erhöhte Zoll überhaupt keine Waffe, die preussischen Grundbesitzern das Leben zu retten vermag; diese Erhöhung kann jeder Wechsel der russischen, amerikanischen, argentinischen Frachttarifpolitik unwirksam machen. Und zweitens kommt es nicht auf den Zolltarif an, sondern auf die neuen Handelsverträge, die damit erreicht werden. Herr von Oldenburg sprach wahr: der Kanzler hat für die Landwirthe nichts gethan; weiß auch, daß er rebus sic stantibus nichts für sie thun kann, und begnügt sich, hier wie überall, mit dem Scheinruhm des Thätigen. Sind dem Ausland erträglichere Bedingungen für Korn und Vieh abzuschmeicheln, so gönnt er der Kaste, zu der er am Liebsten doch gehören möchte, das Morphiumpulverchen gern; gehts nicht, so pocht er auf die „beharrlichen Bemühungen“. Deshalb wagt er auch nicht, die Handelsverträge zu kündigen; und so lange er diesen Schritt nicht thut, sagen sich in Petersburg und Washington die Staatssekretäre: Wenn wir fest bleiben, werden die Deutschen auch zu den alten Sägen mit uns weiterhandeln. Der ganze Bülow. Ders noch immer für diplomatisch hält, nicht auszusprechen, was man denkt, und dem der Schein stets mehr gilt als das Sein. Er weiß, daß gewisse Arten des nordostdeutschen Körnerbaues gegen die Konkurrenz klimatisch begünstigter oder Raubbau treibender Länder nicht zu halten sind und daß Deutschland, mit seiner künstlich ins Tropische gesteigerten, fast schon zum nationalen Lebensbedürfnis gewordenen Exportindustrie auch beim besten Willen ihnen nicht mehr so wirksam helfen könnte wie noch vor zwölf Jahren. Doch er sagt's nicht; Gott bewahre: als Diplomat muß er den Talleyrand mimen. Er markirt heitere Zuversicht, stellt sich, als könne er helfen, und beiseinigt sich schließlich, daß er schon geholfen hat. Wie ein Modearzt, der den Kranken mit süßen Worten tröstet und ihm noch am Vorabend des Todestages hold zulächelt: Morgen klettern wir auf die Siegessäule! Probatum est in allen Fällen, wo der Kranke dem Doktor glaubte. Aber Graf Bülow ist kein Hypnotiseur. Die Landwirthe mißtrauen der schönen Maske längst; und die schwere oldenburgische Kavallerie hat die taktische Einheit der Kanzlerreden wuchtig überritten.

Nur immer hübsch verbergen, was man denkt, immer le coeur léger auf der Zunge tragen . . . Graf Reventlow tadelt die internationale

Politik der Reichsverweser und sagt, den britisch-französischen Vertrag, der unseren Handel aus Marokko drängen werde, könne der Deutsche nur mit einem Gefühl bitterer Beschämung lesen. Graf Bülow ist nicht dumm. Er weiß, daß dieser Vertrag — über den noch zu reden sein wird — uns mit viel schwärzerer Gefahr bedroht, als der antisemitische Abgeordnete für Hinteln-Hofgeismar zu ahnen schien. Aber er dehnt die Lippen zu einem vergnügten Grübchenlächeln. „Der britisch-französische Vertrag hat keine Spitze gegen eine andere Macht. Die Kontrahenten wollen Differenzpunkte beseitigen; sehr nützlich für den Weltfrieden, dessen Aufrechterhaltung wir dringend wünschen. Unsere wirtschaftlichen Interessen in Marokko werden sicher nicht mißachtet oder verletzt. Graf Reventlow scheint zu meinen, wir hätten selbst ein Stück von Marokko fordern sollen. Was würde er mir nun aber rathen, zu thun, wenn eine solche Forderung auf Widerstand stieße? Würde er mir dann rathen, vom Veder zu ziehen? Ich glaube, daß gerade jetzt, wo im fernen Osten ein Krieg entbrannt ist, dessen Rückwirkung noch unberechenbar ist, daß gerade jetzt, wo im näheren Orient noch Vieles ungeklärt ist, für uns eine Politik besonnener Ruhe und selbst der Reserve die den Interessen des Reiches nützlichste ist. Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältniß, zu fünf anderen Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Im Uebrigen glaube ich, daß wir uns vor der Isolirung, von der Herr Bebel sprach, gar nicht so sehr zu fürchten brauchen. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnißfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir nur unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten.“ Jeder soll ein Journalist, dem die Aufgabe gestellt ward, die größten Fehler der Kommunalpolitik geschwind aus der Welt zu schreiben, und der sich einen Diplomaten dünkt, wenn ihm gelang, Dunkelgrau für fünf Minuten in Himmelblau umzufärben. Das läßt sich der Reichstag gefallen. Und der alte Herr Wilhelm von Kardorff erklärt, „zu der auswärtigen Politik des Kanzlers habe das ganze Land Vertrauen.“ Wo lebt dieser weiße Bischof? Sicher sehr fern von den Quellen politischer Erkenntniß. Sonst könnte er nicht das Märchen erzählen, die russische Diplomatie sei von dem Ausbruch des Asiatenkrieges überrascht worden, den ein Sterblicher nur, Graf Waldersee, richtig vorausgesagt habe. Die russische Diplomatie hat den von der damals mächtigen Kamarilla Bezobrazow, Alexejew & Co. schlaue vorbereiteten Krieg wider Nikolais Willen mit zäher Geschicklichkeit herbeigeführt; nur mußte sie, deren Handeln drum oft gelähmt war, es heimlich anfangen und sich im Februar groß überrascht stellen, weil der Zar den Frieden

wollte und jeden Versuch, Japan zu reizen, mit schneller Entlassung bestraft hätte. Seit England den Bündnisvertrag mit dem Mikado schloß, war der Krieg nur noch durch eine den Russen unerträgliche Nachgiebigkeit Nikolais zu hindern. Wer im vorigen Sommer durch Sibirien fuhr, sah die Vorbereitung und wußte, daß es zum Kampf kommen werde; und nicht Walbersee nur, sondern jeder Kenner Ostasiens vermochte ungefähr zu berechnen, wann Japan mit seiner militärischen und finanziellen Rüstung fertig sein könne.

Der Reichstag hat in seinen ersten zwanzig Lebensjahren nicht gelernt, daß seine wichtigste Pflicht ist, die internationale Politik, die Grundlage nationaler Macht und Wohlfahrt, zu kontrolliren und ihr, wenns nöthig scheint, selbst die Richtung zu weisen. Bismarck hatte bei Düppel und Königgrätz gegen Parlamentsmehrheiten Recht behalten, hatte die Tage von Sedan und Versailles hinter sich und ließ, wie Jeder, der sein Metier als Meister beherrscht, auch von halbwegs klugen Leuten sich nicht gern öffentlich dreinreden. Diese Gewöhnung an gläubiges Entsagen wirkt heute noch unheilvoll fort. Sie ist schuld daran, daß die Messages of Love, die schon unter dem ersten Karl Stuart der greise Held Sir Edward Coke als Sünde wider den Heiligen Geist der Verfassung bekämpfte, von gläubiger Dankbarkeit begrüßt werden; daß die Regierung ein theologisches Vertrauen, das aus frommem Gefühl, nicht aus nüchternem Urtheil stammt, fordern und erlangen kann; daß Niemand, nicht ein Einziger dem Portefeuilletonisten der Wilhelmstraße die Antwort gab, die ihm gebührte und die das Land der Deutschen hören mußte.

Ja, hätte sie gelautet: das Deutsche Reich steht, wie Herr Bebel sagt, vor der Gefahr der Isolirung. Trotzdem es stark ist. Stünde davor, auch wenn es noch stärker wäre. Die paar Panzerschiffe, um die Sie, Excellenz, zwischen den Zeilen ihrer Feuilletons bitten, hülfen nicht im Geringsten; die könnte England, Amerika, Frankreich, selbst Rußland uns immer nachmachen und sie blieben ohnmächtig gegen eine Koalition. Auch jetzt sind wir allein stark genug, um ruhig als „saturirter Staat“ fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um die Nachbarschaft zunächst einmal zu schwichtigen, um den Verdacht wegzuschrecken, das neue Imperium habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Wir brauchen fruchtbares Land, brauchen, seit die Großindustrie in Treibhaushitze entwickelt, der standard of life der Nation weit über alte Gewohnheit erhöht worden ist, offene Riesengebiete, die unsere Waaren zu anständigem Preis kaufen. Sonst verzweigen wir nach und nach zu einem zweiten Belgien. Expansive Politik aber können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konntens nicht,

so lange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werdens künftig erst recht nicht können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Truß erweitert werden. Das ist der Zweck des britisch-französischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen; durch die Drohung, die Franzosen zu verlieren, durch die Lockung, die Japaner von englischer Hilfe entblößt und dem auf die Länge militärisch und namentlich finanziell Uebermächtigen preisgegeben zu sehen. Großbritannien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei Mächte haben gemeinsam das dringende — politische und wirthschaftliche — Interesse, Deutschland zu schwächen; das wirthschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Wenn die Buren, nach der Depesche des Kaisers an Krüger, nicht auf deutsche Hilfe gerechnet hätten, wäre der Transvaalkrieg nicht ausgebrochen, die Britenherrschaft allmählich, ohne Blutverlust, in Südafrika gesichert worden. Wenn Deutschland nicht Kiautschou genommen und dadurch den Glauben geweckt hätte, es wolle in Ostasien gebieterisch mitreden, wäre Rußland nicht nach Port Arthur gegangen und der Krieg zwischen Japanern und Moskowitern wahrscheinlich erst in einem Jahrzehnt, vielleicht nie nöthig geworden. Die deutsche Politik ist also mindestens mitschuldig an den beiden Kriegen, unter deren wirthschaftlichen Folgen alle civilisirten Länder zu leiden haben. Verdient haben wir dabei nichts, wie es scheint, auch nichts Ernstliches ernst gewollt, nur ein Bewegungsbedürfniß, einen Wunsch, von uns reden zu hören, gestillt. Frankreich hat in dieser Zeit Madagaskar und Marokko, Rußland Persien und die Mandchurei, Nordamerika die spanischen Kolonien und Panama, England gar den Sudan und Südafrika gewonnen; wir hielten am Tempel des Weltfriedens selbstlose Wacht. Doch die Methode unserer Geschäftsleiter, für den Frieden zu reden und, ohne bewusste Absicht, Kriege herbeizuführen, die Milliardenwerthe vernichten, diese sonderbare Methode gefällt den Andern nicht; sie haben es satt, durch die Unstetheit deutscher Politik ihre Kreise stören, sich zu verfrühtem, überhasteten Handeln drängen zu lassen. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndiziren. Sie denken: Die Deutschen merken wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen, und immer sagen, daß wir sie um ihn beneiden. Die russische Presse muß jetzt sogar thun, als sei Deutschland (wo doch die meisten Männlein und fast alle Weiblein für Japan (schwärmen) der Neuzen liebster und würdigster Freund und das Bündniß mit der nation amie et alliée ganz

werthlos geworden. Natürlich: Rußland braucht wieder einmal eine schwere Menge französischen Geldes und kanns nur bekommen, wenn der Provinzrentier in Lyon und Marseille vor der Möglichkeit zittert, daß die Ablehnung des Anleiheplanes Mariannen die Huld Väterchens, ihrer Hoffnung, entziehen könne. Deutschland ist stark, aber in seinem launischen Schwanken von Ost nach West unzuverlässig; in überschwingenden Reden erhebt es den Anspruch, an allen Weltentscheidungen mitzuwirken, Vorbild und Zuchtmeister der Menschheit zu sein, mit dem Dreizack den Atlantischen Ozean zu regiren, und Niemand weiß, was es morgen wollen, was übermorgen aufgeben wird. Es hat zwei Bundesgenossen. Wunderschön. Oesterreich hat sich mit Rußland verständigt — und das Haus Habsburg muß, um seine „Königreiche und Länder“ zusammenzuhalten, froh sein, wenn Deutschlands die österreichischen Deutschen lockender Ruhm nicht in die Wipfel wächst — und Italien, dessen Wirthschaft auf Frankreich, dessen Politik auf England angewiesen ist, darf sich bei Lebensgefahr nicht um Fußsbreite von dem britisch-französischen Concern trennen. Für friedliche Festtage, für Monarchenbesuche und andere Kurzweil ist der Dreibund noch sehr gut zu verwerthen. Wenn wir heute aber gegen Rußland und Frankreich zu fechten hätten, ginge in Oesterreich und Italien kein kleinkalibriges Gewehr los. Doch keine Furcht: das Fechten wird uns auf absehbare Zeit erspart bleiben. Wenn der antideutsche Truist, unter wohlwollender Billigung der Vereinigten Staaten, die sich zum Imperialismus größten Stils rüsten, zu Stande kommt, wird er dem Deutschen Reich nicht den Krieg erklären, nicht den frankfurter Friedensvertrag zu zerreißen, sondern den Deutschen ganz saft die Möglichkeit lohnender Expansion abzuschneiden versuchen. Wie es die Banken machen, wenn sie einen Pool oder eine Fusion beschließen, um einer unruhigen Konkurrentin, die das Geschäft verdirbt, die Kundschaft abzujagen. Dann säßen wir mit unserer rasch steigenden Bevölkerungsziffer, unserer stolzen Exportindustrie fest und sänden nirgends einen offenen Markt, der unserem Bedürfniß genügt, nirgends eine Kolonie, aus deren Boden neuer Reichtum keimen könnte. Mit Marokko hats angefangen. Aber Graf Bülow lächelt und spricht: Sollte ich etwa vom Leder ziehen? Ein Hüter des Friedens? Der Vertrag hat ja keine Spitze gegen uns. Und unsere Interessen werden in Marokko sicher nicht verletzt . . . Ach, er sollte gar nicht vom Leder ziehen, sollte nur die Wirkung seines Handelns und Unterlassens voraussehen, nicht Feuilletonphilosoph, sondern Politiker sein.

Der Mann, den er gern seinen großen Vorgänger nennt, pflegte nach 1892 zu sagen: „Politische Geschäfte lassen sich auf sehr verschiedene Weise machen. Rezepte und Regeln giebt's da nicht. Wir aber treiben dumme Politik.“

Verirrte Naturforschung.

Wenn sich der ehrwürdige Gustav Theodor Fechner, wie er glaubte, jetzt als verkürter Geist der Wirkungen seiner irdischen Arbeit in anderen Geistern bewußt ist, so wird er sich gewiß der weiten Ausdehnung freuen, die sein Gedankenkreis gewonnen hat; aber manchmal wird ihn eine Verstellung durchzuden, die er menschlich in den ärgerlichen Worten ausgedrückt hätte: „Schämet mich vor meinen Freunden!“

Dieses Gefühl drängte sich mir lebhaft auf, als ich mir das Buch „Lebensgeschichte der Erde“ *) von Willy Pastor näher ansah, das, nach dem Prospekt der Verlagsbuchhandlung, „in Durchführung der Gedankenwelt Fechners das Räthsel von der Entstehung des organischen Lebens lösen“ sollte. Das Buch ist sowohl nach den zu Grunde gelegten naturwissenschaftlichen Behauptungen als nach seiner Methode so unwissenschaftlich und unhaltbar, daß jeder sachverständige Beurtheiler es bald mit einem Achselzucken aus der Hand legen wird. Wer aber naturwissenschaftlich nicht orientirt ist, wird möglicher Weise dem Verfasser seine kühnen Voraussetzungen glauben und sich durch seine grotesken Phantasiesprünge täuschen lassen. Deshalb scheint es mir nützlich, diese ganze Richtung angeblicher Naturforschung ein Wenig zu betrachten.

Die „Lebensgeschichte der Erde“ setzt natürlich voraus, daß die Erde ein lebendes Wesen sei, und zwar entwickelt sie sich nach der Ansicht des Verfassers allmählich von einem Krustenthier zu einem Knothentier. Aus ihrer organischen Gestaltungskraft „schafft“ sie sich selbst die Organe, die sie braucht. „Die Arten des Anorganischen umfassen in ihren Eigenschaften alle jene Fähigkeiten des Planeten, die durch lange Uebung bereits reflektorisch „bewußt“ werden konnten. In den organischen Arten dagegen bewegt und schafft der Planet noch bewußt.“ „Die Arten als Fähigkeiten der Erde: Das ist der befreiende Gedanke.“ Woher nun die erste Kruste der Erde? Nicht etwa aus der Abkühlung; denn eine Weltraumfalte giebt es nicht, wie wir zu unserer Ueberraschung erfahren. Ihre Kruste hat sich die Erde durch Kristallisation gebaut; und diese, so hören wir, ist ein organischer Vorgang. Durch die Vulkane bildete sich dann die Erde eine durchlöcherzte Oberfläche, wie sie unser Mond aufweist. Der Zustand des Mondes zeigt uns nämlich nicht etwa die Zukunft, sondern die Vergangenheit unseres Planeten. Nachher verpuppte sich die Erde in Wasser, aber nicht etwa in flüssiges, sondern in eine Schneehülle, aus der sich nachträglich der Kreislauf des Wassers ergab. Nun schuf sich die Erde Land und Meer und so nach und nach in den Organismen alle anderen Organe, den Pelz der Wälder, die Thiere und zuletzt den Menschen. Die Atmosphäre ist erst durch die Organismen

*) Eugen Diederichs. Leipzig 1903. 4. Mark.

gebildet. „Die doppelte Drehung der Erde, um die Sonne und die eigene Achse, mochte möglich werden erst nach Schaffung einer Atmosphäre. Hier wie im Meer finden die einwirkenden Kräfte anderer Sterne einen Angriffspunkt, die Erde hatte ein neues Bewegungsorgan, kraft dessen sie jener zweiten Umdrehung, die der Mond noch nicht hat, fähig wurde.“ Das genügt wohl zur Charakterisirung der Kenntnisse des Verfassers in Mathematik, Mechanik und Physik. Doch was geht ihn die trockene Wissenschaft an? Er hat ja eine bessere Erkenntnißmethode: er konstruirt aus seinem „künstlerischen“ Glauben.

Wer so willkürlich verfährt wie Pastor, hat kein Recht, sich über die Naturforschung lustig zu machen. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, wenn Jemand wissenschaftlich festgestellte Thatsachen der Natur unter einen anderen, allgemeineren, vielleicht auch ästhetischen Gesichtspunkt bringen will. Aber dann muß er wissen, daß er nicht Erklärungen giebt, sondern Deutungen. Und unbedingt muß man verlangen, daß zu diesem Zweck weder die vorliegenden Ergebnisse gefälscht noch irgend welche noch unbekannte Vorgänge oder Gesetze erdichtet werden. An diese Forderungen hat sich Pastor nicht gehalten. Darum ist die Methode des Buches zu verwerfen.

Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich zunächst vorausschicken, daß es eine durchaus berechtigte Aufgabe ist, die Erde als eine Einheit nachzuweisen, als ein System, das in der Art seiner Entwicklung und der gegenseitigen Einwirkung seiner Theile — die Erdbewohner einbegriffen — den Charakter jener Einheiten trägt, die wir als organische Individuen bezeichnen; nur ist die Erde nicht wieder ein Thier, sondern ein System höherer Art mit höheren Aufgaben und komplizirterer Organisation. Das war Fehners Absicht und Das ließe sich nach unseren Kenntnissen in noch viel eindringlicherer Weise begründen, als es Fehner vermochte. Eine solche Arbeit wäre erwünscht; doch davon findet sich nichts Brauchbares bei Willy Pastor. Dazu hätte man von einem Standpunkt aus, der die Naturwissenschaften gleichmäßig beherrscht, die zuverlässigen wissenschaftlichen Ergebnisse sichten müssen, um in dem Ineinandergreifen aller Veränderungen der Gesamterde die innere Einheit zu erkennen und auf eine Richtung dieses Lebens zu schließen. So machte es Fehner und darum blieb er, wenn auch sein Ziel metaphysische Dämonen hätte, 'odny' 'innekadly' seiner Volksgöte ganz 'in' oen Grenzen berechtigter Forschung. Niemals hätte er sich erlaubt, wohlbegründete Thatsachen der Naturwissenschaft zu leugnen oder durch unzureichend begründete zu ersetzen. „Vom Standpunkte der Naturbetrachtung“ steht auf dem Titel von „Zend-Avesta“. Das gerade ist Fehners großes Verdienst gegenüber der spekulativen Naturphilosophie, daß er mit aller Entschiedenheit darauf hinwies: Der Weg zur Naturerkenntniß geht allein durch die naturwissenschaftliche Methode. Die seelische Bewertung der Dinge läßt niemals eine

objektive Feststellung ihres Zusammenhanges zu. Diesen können wir nur an der physischen Seite, an den körperlichen Veränderungen im Raum ermitteln. Darum verfährt die Naturwissenschaft mathematisch und analysirend. Daß uns aber dadurch Natur und Welt nicht zu mechanischem Atomspiel ernüchtert und entgöttert wird, dafür sorgte Fechner durch seine Fassung des Begriffes „Gesetz“ oder, noch deutlicher gesagt, „System“. Das Gesetz umfaßt sowohl die physische Seite der Systeme als die psychische. Was in der ersten Form als naturgesetzliches Geschehen auftritt, läßt sich zugleich in der zweiten als Einheit erleben. Erkennen läßt sich nur der physische Vorgang, im Zusammenhang als Zweck erleben nur der psychische. Der Mensch aber umfaßt beide Seiten; je reiner er sie in der Anwendung trennt, um so mehr von ihnen kann er in seinem persönlichen Leben als gegliederten und reichen Inhalt umfassen. Mit seinen psychischen Erfahrungen und Wünschen die Natur erforschen, heißt, mit den Augen Lasten fortschaffen wollen, während dazu die Hände bestimmt sind. Der Mensch hat eben Augen und Hände; er muß sie nur, jede für sich, ausbilden und als gemeinsamer Herr an der rechten Stelle gebrauchen.

Das that Fechner, als er vom Standpunkte der Naturbetrachtung das Bewußtsein des Planeten zu erkennen suchte. Herr Pastor will das Umgekehrte. Er will vom Bewußtsein des Planeten aus konstruiren; er will nicht erkennen, sondern schauen und glauben. Er dekretirt: Die Erde wollte Das und Das werden, dazu brauchte sie die und die Organe. So schuf sie sich die Kräfte, sie schuf sich die Vulkane, das Wasser, Land und Meer, sie schuf sich die Pflanzen, Thiere und Menschen. Ja, was soll denn damit erklärt werden, wenn wir von vorn herein schon Alles in die Erde hineinlegen? Man will doch verstehen, wie die bestimmte Schöpfung zu Stande kommt, und Das kann man nur aus konstitutiven Bedingungen begreifen, aus den Gesetzen, die sich eben nur durch die „nüchternen, unfruchtbaren“ Forschungen der Physik und die „starren“ mathematischen Formeln gewinnen lassen. Noch Keiner durfte sie ungestrakt verachten, der Naturwissenschaft treiben wollte, auch der mächtigste Genius, auch Goethe nicht. Und was wüßten wir ohne sie über die Vorgänge in der Natur? Wir ständen auf dem Standpunkte der jonischen Naturphilosophen, allenfalls auf dem Platons und der platonisch beeinflussten Naturphilosophen des sechzehnten Jahrhunderts. Die konnten natürlich naiv die Planeten als lebende Wesen betrachten. Daß wir es auch noch können, zwar nicht mehr naiv, aber ohne ein Titelchen an den Ergebnissen und der Methode der modernen Naturwissenschaft zu ändern: Das zu zeigen, war die Aufgabe, die Fechner sich stellte, und ist die einzige, die heute in dieser Richtung gestellt werden darf. Wer aber glaubt, sich zu diesem Zweck an der modernen Naturwissenschaft reiben zu müssen, Dem kann man nur sagen, daß er ihre ganze Stellung verkennt, die sie im Kultur-

prozeß einnimmt, und nicht weniger Alles, was uns Kant gelehrt hat. Wir dürfen die Methode der Naturerkenntniß nicht antasten, weil nur auf ihrem festen Boden sich der Grund zum Gebäude der Kultur legen läßt. Man müßte denn die Resultate der gesammten modernen Technik verwerfen und sich mit einer Anachoretenhöhle am Sinai begnügen. Die Technik ist das zweifellose Zeichen, daß die empirisch-mathematische Methode den richtigen Weg zeigt. Ich möchte wissen, wie, von der „inneren“ Erfahrung ausgehend, die spekulative Naturphilosophie zur Berechnung einer Dampfmaschine zu kommen vermocht hätte. Und wenn man die Methode der Naturwissenschaft nun glücklich ruiniert und vergessen hätte: wie wollten dann diese Herren Neugnostiker, oder wie sie sich nennen mögen, ihre Bücher zum Druck bringen? Oder man brauchte wohl keine mehr, da Jedem die eigene innere Erleuchtung genüge? Man vergeße doch nicht, daß mit dem festen Boden der Wissenschaft wir uns selbst die Mittel abgraben, uns darüber das goldene Reich der Freiheit in Kunst und Glauben zu erbauen.

Bücher wie das von Willy Pastor, vorausgesetzt, daß sie geschickt genug gemacht wären, um Einfluß zu gewinnen, könnten durch das fortwährende Gerede von der Unfruchtbarkeit der Naturwissenschaft in der That kulturfeindlich wirken. Deshalb muß man diese Art der Scheinforschung mit aller Entschiedenheit zurückweisen und ihr die wissenschaftliche Maske abnehmen. Die Vertreter dieser Richtung sagen zwar, sie wollten die Naturwissenschaft nicht aufheben, sondern reformiren; dann aber müßte der Einzelne doch erst Das kennen, was er reformiren will. Willy Pastor bringt diesen Nachweis nicht. Es gehört eine fast ungläubliche Naivetät dazu, mit der Physik und Chemie von Pastor gegen die Naturforschung vorzugehen, ungefähr so viel wie dazu, seine Methode mit der Rechners zusammenzustellen. Für den Fachmann ist es eine üble Aufgabe, wissenschaftlich zu widerlegen, was gar nicht wissenschaftlich ist, und zwar vor einem Publikum, dem die erforderlichen Voraussetzungen meist fehlen, das also lieber dem kühnen Phantasieschwunge des einfach Behauptenden als dem ernüchterten „Künstler“ folgt. Damit es aber nicht heißt, das Buch solle totgeschwiegen werden, sei an ein paar Einzelheiten gezeigt, wie Herr Pastor mit der Naturforschung umspringt.

Nach Pastor giebt es keine Weltraumkälte. Nichts, nichts hätte man vorzubringen, als daß die Temperatur auf dem kleinen Stück von einigen Tausend Meter unter bis einige Tausend über der Erdoberfläche stark abnehme. Wirklich? Sollte der Verfasser wirklich nicht wissen, daß es theoretische Beziehungen zwischen Druck, Volumen und Temperatur der Gase, daß es eine Thermodynamik giebt, Gesetze der Strahlung und ihrer Absorption? Wie könnte denn die Erde die empfangene Wärme abstrahlen, wenn der Weltraum nicht kalt wäre? Und was sollte denn im Weltraum warm sein? Aber was kümmert das Alles einen Reformator!

In der Chemie beruft sich Herr Pastor auf den Dichter August Strindberg, dem „der Nachweis gelungen sei“, daß der Kohlen säuregehalt der Luft nicht ausreiche, den Pflanzen den nöthigen Kohlenstoff zu liefern. Er will sich freilich „nicht in Ziffern bewegen“, aber er behauptet doch, daß ein Mensch in einem Walde auf dem Fleck sterben müßte, wenn die Luft dort Kohlen säure genug enthielte, um den Wald zu ernähren. Hier hilft aber doch nichts, als sich ein Wenig in Zahlen zu bewegen. Hätten es Strindberg oder Pastor gethan, so wären sie nicht auf ihre absonderlichen Behauptungen gekommen. Also bitte! Ein Kubikmeter Luft enthält rund 0,6 Gramm Kohlen säure, worin 0,18 Gramm Kohlenstoff enthalten sind. Nun zeigten aber vielfache Experimente, daß auf ein Quadratmeter Blattoberfläche die Pflanzen im günstigsten Fall nicht mehr als 0,6 Gramm Kohlenstoff im Lauf einer Stunde assimiliren. Es genügt also unter allen Umständen, daß mit einem Quadratmeter Blattoberfläche die Kohlen säure von etwa drei Kubikmeter Luft in der Stunde in Berührung kommt. Dazu gehört noch gar keine Erneuerung durch den Wind. Gase besitzen nämlich die Eigenschaft der Diffusion, weil ihre Theilchen unter einander in schnellster Bewegung (von einigen hundert Metern) sind, so daß überall, wo Theilchen weggenommen werden, sofort neue nachrücken und eine stetige Ausgleichung stattfindet, ohne daß man von einer Gesamtströmung des Gases Etwas bemerkt. Reicht also selbst für den größten Bedarf der Pflanze die geringe in der Luft enthaltene Kohlen säuremenge vollständig aus, so zeigt eine andere kleine Betrachtung, daß die Pflanze im Allgemeinen noch viel weniger braucht. Nach einer Schätzung von Liebig beträgt die Kohlenauscheidung aus der Luft durch die Pflanzen in Mitteleuropa durchschnittlich jährlich 1 Tonne pro Hektar, also 100 Gramm pro 1 Quadratmeter. Zu hundert Gramm Kohlenstoff gehört eine Kohlen säuremenge von rund 330 Gramm. Da nun in 1 Kubikmeter Luft 0,6 Gramm Kohlen säure enthalten sind, so gehören zu 330 Gramm Kohlen säure 550 Kubikmeter Luft. Nimmt man nun 180 Vegetationstage im Jahr mit durchschnittlich 14 Stunden möglichen und etwa 40 Prozent wirklichen Sonnenscheines an, so würde die Zeit der Sonnenbeleuchtung rund 1000 Stunden betragen. Das heißt: im Durchschnitt wird in 1000 Stunden die Kohlen säure aus 550 Kubikmetern Luft verbraucht werden. Im Durchschnitt genügt es also, daß im Verlauf einer Stunde sich wenig über die Hälfte eines Kubikmeters Luft erneuert, um den Pflanzen den erforderlichen Kohlenstoff darzubieten.

Mit der Mechanik Pastors, wonach die Atmosphäre als Bewegungsorgan aufgefaßt wird, weiß ich überhaupt keinen Sinn zu verbinden. Soll die Erde vielleicht eine Art Turbine sein? Auch die geologischen und paläontologischen Thatsachen werden mit großer Willkür behandelt; doch muß ich hier den Geologen die Kritik im Einzelnen überlassen. Die Ausführungen aus

Physik und Chemie reichen schon aus, um zu zeigen, wie vollkommen werthlos die Grundlagen sind, auf denen der Verfasser baut. Unkontrollirbar ist dabei seine Berufung auf ein angebliches Forschungsergebnis, das, wie es scheint, noch nicht veröffentlicht ist, worauf aber Pastor seine „organische“ Theorie der Erdkruste gründet. Professor Otto von Schroen in Neapel soll entdeckt haben, daß die Kristallisation ein organischer Vorgang ist. Wie es sich auch damit verhalte: jedenfalls ist es eine seltsame Methode, Gewährsmänner anzuführen, deren Arbeiten man nicht nachprüfen kann. Aber freilich: wir sollen ja glauben.

Uebrigens kommt es gar nicht darauf an, ob die Kristallisation, wie Pastor annimmt, ein organischer Vorgang sei. Mit dem Wort „organisch“ wird nämlich ein inhaltsloses Spiel getrieben. Ich will den Begriff „organisch“ noch viel weiter ausdehnen; deshalb bleibt Pastors Methode doch eben so willkürlich. Je weiter unsere Kenntniß der Naturvorgänge fortschreitet, um so weniger ist es meines Erachtens möglich, eine Grenze zu ziehen, wo das Anorganische aufhört und das Organische anfängt. Das gilt sowohl von den stofflichen Prozessen als von dem Begriff des Individuums. Das will ich hier nicht ausführlich begründen, sondern nur auf die allgemeinere Auffassung des Naturgeschehens hinweisen, die aus der Erweiterung des Begriffes „organisch“ hervorgeht. Alle Naturvorgänge erscheinen dann unter dem gleichen Begriff des Systems, also einer Einheit, deren Bestimmung nicht allein von an sich selbständigen Elementen abhängt, sondern worin auch die Theile erst durch die synthetische Einheit in Bezug auf ihre Gesamtheit bestimmt werden. Die Kausalität reicht in der That im Gebiete des Organischen nicht aus; aber sie reicht auch schon im Anorganischen nicht aus. Sie ist stets durch den Begriff der Wechselwirkung zu ergänzen. Denn die Kausalität geht immer nur von den Theilen zum Ganzen; in jedem Vorgang der Natur, ob es sich um einen Wassertropfen, einen Zellenbau oder ein Sonnensystem handelt, muß aber auch das Ganze, das Gesetz des Systems in seiner Bestimmung der Elemente des Systems, als ein besonderes konstitutives Gesetz vorausgesetzt werden. Diese von Kant ausdrücklich neben Substantialität und Kausalität gestellte Kategorie erfordert jedoch die selbe sorgfältige Erfahrungsprüfung des Einzelnen wie die kausale Untersuchung und gestattet nicht die Einführung von psychischen Motiven. Man darf sich durch den Begriff des Organischen nicht täuschen lassen und nicht glauben, damit eine neue Art von Weltanschauung oder Forschungsmethode gefunden zu haben. Das bloße Wort „organischer Prozeß“ ist eben so wenig eine Erklärung wie das Wort „mechanischer Prozeß“. Die Erklärung liegt vielmehr in der Entdeckung fester Gesetze, die schließlich bis zur Einfachheit quantitativ nachprüfbarer Gesetze hinableiten. Man muß dabei von dem Einfachen ausgehen und

zeigen, wie es im Zusammengesetzten wirkt und wie weit es durch dieses bestimmt wird. Was soll aber damit erklärt sein, wenn man vom Planetenwillen redet, wenn man sagt: Der Organismus schafft sich Dies oder Jenes, er baut sich eine Hülle, er erzeugt ein Organ? Das eben will ich wissen, wie diese Veränderungen auf Grund allgemeiner Gesetze in der Wechselwirkung der Stoffe vor sich gehen. Wenn ich sehe, daß sich zwei Zellen gegen einander bewegen, und mich damit beruhige, daß ich sage, sie suchen sich zum Zweck der Vereinigung, so habe ich gar nichts erklärt, ich habe nur ein Bild gebraucht und kann in einem anderen Falle gar nichts daraus schließen. Wenn ich aber sagen kann, in Folge der auch sonst bekannten Gesetze der Chemie und Physik werden die Oberflächenspannungen der Körper geändert und diese dadurch bewegt, so kann ich unter Umständen die Größen der gebrauchten Energiemengen berechnen, den ganzen Vorgang nachprüfen und daraus Schlüsse auf andere Fälle ziehen. Dann ist ein Wissen geschaffen, das zur Naturbeherrschung führt. Daß Dies oder Jenes eintreten wird, glaubt auch der Wilde und beruhigt sich dabei. Die Methode des Neu-Gnostizismus, aus der „inneren“ Erfahrung zu schließen, müßte, wenn sie allgemein würde, zum Verlust der nützlichen Kenntnisse und damit zur Unkultur zurückführen. Sie ist ein Glaube, kann also mächtige subjektive Wirkungen erzeugen; aber Kultur muß sich auf objektiven Gesetzen aufbauen: und dadurch all-in kann der Glaube zu seiner Freiheit gelangen.

Es ist methodisch unzulässig, noch nicht genügend Bekanntes durch noch viel weniger Bekanntes erklären zu wollen. Das aber thut die „organische Weltanschauung“. Auch ich betrachte die einzelnen Natursysteme und die ganze Natur als einheitliche Zusammenhänge, in denen ein höchstes Weltgesetz zur Verwirklichung des Schönen und Guten offenbar wird. Aber aus dieser Idee läßt sich keine Naturerkenntnis gewinnen. Um Das zu sehen, braucht man nur die Erfolge Schellings oder Hegels mit denen Fehners zu vergleichen. Physiologische Vorgänge können wir aus physikalischen Gesetzen erklären, aber nicht umgekehrt, nicht das Bekannte aus dem Unbekannten. Und nun gar feilische Prozesse zur Erklärung verwenden wollen: Das heißt, alle Naturwissenschaft aufheben.

Wenn Kant dafür eintritt, daß man den großen Zusammenhang der Geschöpfe und Naturvorgänge in einem gemeinsamen Ursprung zu erforschen suche, so will er nicht, daß man nach einer Idee spekulire, sondern, daß man die Technik der Natur ergründe, durch die sie nach mechanischen Gesetzen die komplizierten Organismen erzeugt hat. Er will genau Das, was die Deszendenztheorie anstrebt und im Wesentlichen geleistet hat. Er will eine Theorie der organischen Natur aus Gesetzen der Wechselwirkung der Stoffe und Individuen, nicht eine bloße Betrachtung aus Zwecken, die nur

einen ästhetischen, allenfalls einen heuristischen Werth hat. Und wenn diese Aufgabe anerkannt wird: warum dann dieser Eifer gegen den „Darwinismus“? Man sollte überhaupt nicht immer vom Darwinismus reden; es handelt sich doch um die Entwicklungstheorie. Ihr Grundgedanke bleibt bestehen und ist — so gut wie Darwins Verdienst — unabhängig davon, ob man erkennt, daß die von Darwin aufgestellten Hypothesen nicht ausreichen und durch andere zu ergänzen sind. Daher macht es einen so unerfreulichen Eindruck, wenn sich Pastor immer gegen den „Kampf ums Dasein“ empört. Dieser Ausdruck ist freilich nicht glücklich gewählt; er ist auch nur ein Bild. Er nimmt einen Vorgang, der für uns einen Gefühlswerth hat, zur Bezeichnung für ein viel allgemeineres Prinzip, wovon der „Kampf“ nur eine Theilerscheinung ist. Daß oft auch ein wirklicher Kampf stattfindet, kann ja nicht geleugnet werden; aber das Grundprinzip ist doch nur das der Wechselwirkung jedes Individuums und seiner Umgebung; zu dieser „Umwelt“ gehören natürlich auch die Individuen gleicher Art: und dann kann man von einem Kampfe sprechen. Aber was nöthigt uns denn, uns auf den Standpunkt dieser Individuen zu stellen? Wir brauchen sie nur als Elemente eines höheren individuellen Systems aufzufassen; dann verschwindet das Außerliche dieses Kampfes und er erscheint als ein Mittel der Entwicklung dieses höheren Individuums. Insofern dieses ganze System — als das man natürlich auch die Erde denken kann — eine Einheit bildet, sind die einander bekämpfenden Elemente ein Mittel seiner Metamorphose. Diese Metamorphose aber ist nichts Anderes als die Folge der Wechselwirkung des ganzen Systems und seiner Elemente. Man glaube nur nicht, mit dem Wort Metamorphose irgend eine intimere Erklärung geben zu haben; darin liegt vielmehr gar keine Erklärung, sondern nur die vorhin zurückgewiesene Ersetzung einer erkennbaren Ursache durch eine unbekanntere. Die Wechselwirkung zwischen den Zellen eines Organismus und seiner Umgebung erzeugt die Arbeitstheilung, die Anpassung und dadurch den Fortschritt. Und es ist ganz überflüssig, außer dieser Wechselwirkung, außer der Einheit des Systems, noch nach einer anderen Einheit zu suchen. Das Gesetz der Wechselwirkung ist die Einheit selbst, die alle Theile der Natur zum Ganzen verbindet, den Organismus der Erde lebendig erhält und zugleich als ein Glied in den höheren Organismus des Kosmos einreicht. Die Aufgabe der Naturwissenschaft ist, dieses Gesetz der Wechselwirkung in seinen durch die Bedingungen der Einzelsysteme bestimmten Formen zu ergründen. Die Aufgabe der Metaphysik ist, in der Einheit dieser Gesetze eine Idee zu finden. Aber diese Aufgaben darf man nicht unter einander werfen. Man kann Metaphysik treiben, ja, man kann sogar Gedankendichtungen versuchen und Märchen vom Erdthier erzählen, aber man muß wissen, was man thut. Man braucht deshalb gesicherte Naturwissenschaft

nicht anzugreifen. Es ist eine Verhöhnung an der Würde der Wissenschaft, wenn man einer Gefühlsneigung zu Liebe ihre Kreise stören und bestimmte Resultate und Dienstleistungen für den Glauben ihr vorschreiben will. Wissenschaft ist Selbstzweck und muß Selbstzweck sein, sonst ist sie Scholastik. Soll die Wissenschaft „an dem Wachstum menschlicher Persönlichkeit arbeiten“, so kann sie es eben so wie Sittlichkeit und Kunst nur durch ihre autonome Freiheit. Aber die gesammte Gefühlsphilosophie, die sich jetzt wieder einmal auf den Markt drängt, ist nichts als Misologie, Haß gegen die Klarheit und den Zwang des logischen Gedankens, ein willkürliches Spiel mit Bildern und Phantasien. Sie treibt uns zurück in die Beschränkung des Mittelalters; denn ob die Wissenschaft die Magd der Kirche ist oder die Handlangerin subjektiver Phantasie, kommt gegenüber der Würde und Freiheit der Menschheit auf das Selbe hinaus. Das ist nicht der Weg zu einer ästhetischen und religiösen Auffassung des Weltzusammenhanges, den Fechner wies und den ernsthafteste Forscher mit Besonnenheit suchen. Gegen diese Willkür naturwissenschaftlicher Scheinarbeit muß man mit der vollen Strenge des wissenschaftlichen Bewußtseins protestieren. Man muß das Publikum warnen, daß es Produkte ärgster Verworfenheit sich nicht als tief sinnige Weisheit anpreisen lasse, die auf begründeter Naturerkenntnis beruhe. Dazu darf man nicht schweigen, auch nicht aus innerer Neigung zum Frieden. Man wünschte, daß der alte Kant wieder einmal donnerte gegen „einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie“; über diesen Donner hat der alte Goethe sich herzlich gefreut.

Gotha.

Professor Dr. Kurd Lagwitz.



Ursprünge der modernen Arbeiterbewegung.

Es ist bekannt, daß die moderne deutsche Arbeiterbewegung zwei Quellen entfloßen ist: dem von Lassalle 1863 begründeten „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“, der ersten Organisation der sozialdemokratischen Partei und dem im selben Jahr gestifteten „Vereinstag deutscher Arbeitervereine.“ Während es über die lassallische Agitation eine reiche, von Jahr zu Jahr wachsende Literatur giebt, hat der „Vereinstag deutscher Arbeitervereine“ bisher unter einer besonders hiefmütterlichen Behandlung zu leiden gehabt: von ihm weiß man im Allgemeinen nur, daß er 1863 im Gegensatz zur lassallischen Agitation gegründet wurde und daß sich 1868 aus ihm die sozialdemo-

kratische Partei der Eisenacher Richtung entwickelte. Dennoch hat er in der erwähnten Periode eine Fülle sozialpolitischer Anregungen ausgestreut, die gerade jetzt, in der Ära der Sozialreform, Anspruch auf ein größeres Interesse erheben dürfen. Darum verdient die eben erschienene Studie Erichs Eyd, eines jungen Sozialpolitikers, über diese Episode aus der deutschen Arbeiterbewegung besondere Beachtung.*) Ich will mich bemühen, aus ihrem Inhalte die wichtigeren Thatsachen herauszuschälen.

Im Jahr 1862, also noch vor Beginn von Lassalles sozialdemokratischer Propaganda, gab es in Deutschland eine größere Zahl von Arbeitervereinen; aber es galt als selbstverständlich, daß sie jedem Bürger offenstanden, der sich an ihren Bestrebungen beteiligen wollte: Das lag schon im Charakter dieser Arbeitervereine, in denen der Bildungszweck vorherrschte. Und eben die Verbreitung von Bildung unter den Ärmern sahen Viele der Besten im Bürgerthum für ihre soziale und staatsbürgerliche Pflicht an. Der nürnbergischer Arbeiterverein erließ nun im Oktober 1862 einen Aufruf zur Beschickung eines am ersten November 1862 in Nürnberg abzuhaltenden Arbeiterkongresses, auf dem berathen werden sollte über Einführung der Gewerbefreiheit, Errichtung eines allgemeinen deutschen Altersversorgungvereins für Arbeiter und über die Aufgaben des Arbeiterstandes gegenüber den bestehenden Verhältnissen. Aus diesem Plan eines Arbeiterkongresses konnte aber nichts werden, weil die Zeit zu seiner Vorbereitung viel zu kurz war und die bayerische Regierung ihn obendrein noch verbot. Zur selben Zeit war die Idee eines Arbeiterkongresses auch in dem leipziger Arbeiterverein aufgetaucht, wo sie die Einsetzung eines Centralkomitees für die Vorbereitung eines Allgemeinen Deutschen Arbeitertages zur Folge hatte: hier führte diese Bewegung bekanntlich dadurch, daß sich das Komitee zum Zweck der Ausarbeitung eines Programmes an Lassalle wandte, zur Begründung der sozialdemokratischen Partei. Ihr gegenüber erstrebten auch die Arbeitervereine, die das von Lassalle aufgestellte Programm nicht billigten — hauptsächlich auf Betreiben Leopolds Sonnemann, des Leiters der Arbeitervereine des Maingaues —, einen festeren Zusammenschluß unter einander. Um dieses Ziel zu erreichen, forderten sie am neunzehnten Mai 1863 zur Beschickung eines Arbeiterkongresses auf, der in Frankfurt tagen sollte. Ihr Aufruf, der als die Geburtsurkunde des Verbandes zu betrachten ist, enthält bereits eine Prinzipienklärung: Lassalles Grundsätze werden als irrig abgelehnt, die Prinzipien der Selbsthilfe und der Selbstverantwortlichkeit als die einzigen bezeichnet, die freier Männer und

*) „Der Vereinstag Deutscher Arbeitervereine (1863 bis 1868), ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung.“ Berlin, 1904 Georg Reimer.

Völker würdig seien, und ein Fortarbeiten im Sinn dieser Prinzipien für den wirtschaftlichen wie den geistig-sittlichen Fortschritt als notwendig bezeichnet.

Am siebenten Juni 1863 wurde auch wirklich in Frankfurt am Main der erste Vereinstag der deutschen Arbeitervereine eröffnet, an dem hundert- undzehn Delegirte — unter ihnen Eugen Richter, Bebel, Sonnemann und der bekannte materialistische Naturforscher Ludwig Büchner — theilnahmen. Hier wurde beschlossen, ein Centrum für die deutsche Arbeiterbewegung, so weit sie nicht auf dem Boden des lassallischen Programmes stehe, zu schaffen: Das geschah durch die Einsetzung eines ständigen Ausschusses, dessen Aufgabe sein sollte, alljährlich die Vertreter der Arbeitervereine zu einer Verathung über die Arbeiterinteressen zusammenzuberufen. Im Einzelnen wurde dann noch, entsprechend der ganzen Stellung des Verbandes, vorwiegend über praktische Fragen, namentlich solche, die die Förderung des Koalitionsrechtes der Arbeiter und des Genossenschaftswesens betrafen, verhandelt.

Der zweite Kongreß tagte 1864 in Leipzig; außer den schon genannten Sozialpolitikern waren noch anwesend: Friedrich Albert Lange, der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, Viktor Aimé Huber, der bekannte Vorkämpfer des christlich-sozialen Gedankens, und Max Hirsch, der spätere Schöpfer und Leiter der deutschen Gewerkebewegung. Dieser Kongreß rieth, auf Antrag Langes, den Arbeitern, Konsumvereine zu gründen, die unter ihrer eigenen Verwaltung ständen; und verhandelte ferner besonders eingehend über die Frage der Altersversorgung der Arbeiter. Referent hierüber war Sonnemann, dessen Vorschläge — er empfahl die Errichtung einer auf Freiwilligkeit beruhenden nationalen Altersversorgungskasse mit Beiträgen auch der Arbeitgeber — schließlich angenommen wurden.

In dem folgenden Jahr, 1865, hat die hier geschilderte, gewissermaßen als „sozial-liberal“ zu bezeichnende Arbeiterbewegung ihre größte Ausdehnung erlangt: damals wirkten in ihr 106 Arbeitervereine mit insgesammt 23 000 Mitgliedern. Der Schauplatz des Vereinstages war diesmal Stuttgart. Den Geist, der dort herrschte, charakterisiren am Besten die gefaßten Beschlüsse. Danach sollte in erster Linie angestrebt werden: volles Koalitionsrecht der Arbeiter, Abkürzung der Arbeitszeit, Begründung von Produktivgenossenschaften, Einführung eines freisinnigen Vereinsgesetzes und eine die Interessen der Arbeiter mehr als bisher berücksichtigende Gestaltung der Fabrikordnungen.

Den nächsten Vereinstag brachte, in Folge des deutschen Krieges, erst das Jahr 1867. Aber inzwischen war ein für die ferneren Geschicke des Vereinstages wichtiges Ereigniß eingetreten: die Begründung der „deutschen (demokratischen) Volkspartei“; und in ihr wieder hatte sich als besondere Landesgruppe mit Bebel und Liebknecht an der Spitze die „sächsische Volkspartei“ konstituiert. Die Führer der sächsischen Volkspartei gewannen bald

in den Arbeitervereinen die Hauptmacht. Das zeigte sich schon auf dem vierten Vereinstage, der 1887 in Gera stattfand, wo zum künftigen Präsidenten Bebel gewählt wurde. Im Uebrigen waren die in Gera gefaßten Beschlüsse nicht radikalere als die früheren. Bald aber wurden Bebel und Alle, die mit ihm waren — hauptsächlich durch den Einfluß Liebknechts — mehr und mehr von sozialistischem Geist erfüllt. Schon auf dem nächsten Kongreß beantragte der sozialdemokratische Schriftsteller Schweichel, das Programm nach der folgenden Richtschnur zu revidiren:

„Der zu Nürnberg versammelte fünfte deutsche Arbeitervereinstag macht das Programm der internationalen Arbeiter-Assoziation zu dem seinen und erklärt in Uebereinstimmung damit: 1. Die Emanzipation der arbeitenden Klassen muß durch die arbeitenden Klassen selbst erobert werden. Der Kampf für die Emanzipation der arbeitenden Klassen ist nicht ein Kampf für Klassenprivilegien und Monopole, sondern für gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Abschaffung aller Klassenherrschaft. 2. Die ökonomische Abhängigkeit des Mannes der Arbeit von dem Monopolisten (dem ausschließlichen Besitzer) der Arbeitzeuge bildet die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit. 3. Die politische Bewegung ist das unentbehrliche Hilfsmittel zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist also untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat. Ferner in Erwägung: daß alle auf die ökonomische Emanzipation gerichteten Anstrengungen bisher an dem Mangel der Solidarität zwischen den vielfachen Zweigen der Arbeit jeden Landes und dem Nichtvorhandensein eines brüderlichen Bandes der Einheit zwischen den arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder gescheitert sind; daß die Emanzipation der Arbeit weder ein lokales noch ein nationales, sondern ein soziales Problem ist, welches alle Länder umfaßt, in denen es moderne Gesellschaften giebt, und dessen Lösung von der praktischen und theoretischen Mitwirkung der vorgeschrittensten Länder abhängt: beschließt der fünfte deutsche Arbeitervereinstag seinen Anschluß an die Bestrebungen der internationalen Arbeiter-Assoziation.“

Dieser Antrag, der den Arbeitervereinstag in eine sozialistische Organisation umwandelte, wurde nach heftigen Debatten mit 69 gegen 46 Stimmen angenommen, worauf sofort 26 Delegirte mit einem motivirten Protest den Vereinstag verließen. Der durch die Annahme des mitgetheilten Programmes veränderte Standpunkt des Vereinstages kam bei der Berathung des Problems der Altersversicherung der Arbeiter zum Ausdruck. Sonnemann hatte hierüber ein ausführliches Referat ausgearbeitet, das in dem Vorschlage gipfelte: die Regierungen zur Begründung von Altersverforgungs- und Lebensversicherungskassen aufzufordern, in die von den Theilnehmern monatliche Einzahlungen bei allen Postämtern geleistet werden sollten. Aber die auf dem Vereinstag den Ton angegebenden sozialistischen Führer, Liebknecht, Bahlscheid und Greulich,

wandten sich mit Entschiedenheit gegen eine Einrichtung, die die Arbeiter „mit einem konservativen Interesse an den bestehenden Staatsformen erfüllen“ müßte, und brachten auch wirklich Sonnemanns Antrag zu Fall. Die anderen sozialpolitischen Themata aber, die noch auf die Tagesordnung gestellt waren, wurden überhaupt nicht mehr berathen.

Der nächste Vereinstag, der im August 1869 in Eisenach eröffnet wurde, mußte sich danach naturgemäß als „sozialdemokratische Partei“ konstituieren. Bewiesen war ja, daß, wenigstens in den sechziger Jahren, ein liberal und sozialreformerisch gesinnter Arbeiterverband vor der Uebersfluthung durch die rasch wachsende sozialdemokratische Bewegung nicht zu retten war. Doch muß man — wie der Geschichtschreiber des Verbandes, Erich Eyck, mit Recht hervorhebt — zugeben, daß der Vereinstag durch seine sachlichen Bestrebungen, besonders in den ersten Jahren, sich den Anspruch auf einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der sozialen Bewegungen Deutschlands erworben hat.

Riel.

Professor Georg Adler.



Selbstanzeigen.

Nietzsche's Lehre in ihren Grundbegriffen. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Wenn ich in meiner Schrift den Anspruch erhebe, nicht nur mit, sondern über Nietzsche, über Nietzsche hinaus zu philosophiren, so will ich diesen Anspruch durch eine gedrängte Darlegung der leitenden Gedanken begründen. Mein Buch zerfällt in zwei Theile: einen logisch-analytischen und einen psychologisch-synthetischen Theil. Der erste, „Die ewige Wiederkunft des Gleichen“, zergliedert die beiden Grundbegriffe, den Begriff des Uebermenschen und den der ewigen Wiederkunft, und entwirft ein ideales Schema, an dem dann der wirkliche, historische Nietzsche, der ihm freilich in seinen besten Stunden außerordentlich nah kam, gemessen und korrigirt werden soll. Es wird hier gezeigt, daß die Idee der ewigen Wiederkunft im Widerspruch mit dem Uebermenschen nur so lange steht, wie man in diesem darwinistisch die unendliche Entwicklungsmöglichkeit der Gattung sieht, daß sie in Wirklichkeit aber den Schlüssel zur Lösung des Problems „Uebermensch“ enthält. Denn die ewige Wiederkunft darf nicht wörtlich, kosmologisch interpretirt werden, sondern symbolisch, als Sinnbild eines über zeitliches und sinnliches Werden und Vergehen erhabenen Wertes; und eben so darf der Uebermensch nicht dogmatisch, als zoologische Ueberart, betrachtet werden, sondern eben so als Symbol des jedem einzelnen Subjekt immanenten ethischen Ideales. So wurzeln denn beide Ideen in dem selben Boden einer individualistischen und

idealistischen Ethik, die also der Lehre des „antimoralischen“ Nietzsche zu Grunde liegt. Der zweite Theil, „Der Sinn des Uebermenschen“, versucht, mit eigenen Mitteln den Begriff der Persönlichkeit, also den Begriff des Uebermenschen zu konstruiren. Er begiebt sich zu diesem Zweck in das noch dunkle und unerschlossene Gebiet der Charakterologie. Wahre Persönlichkeit ist da, wo sich das Individuum eins in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weiß.

Oskar Gwailb.



Geschichte der Friedensbewegung. Berlin, E. Uebing, 1903.

Die in dem Buch veröffentlichten Auszüge aus einer 1791 erschienenen Schrift von J. A. Schlettwein werden wohl vielfach interessieren. In dieser Schrift wurden nämlich vier Jahre vor dem Erscheinen von Kants „Ewigem Frieden“ die selben Gedanken ausgesprochen, die der große Philosoph dann so nachdrücklich verkündete. Da ich die erste Anregung zur einheitlichen Organisation der Friedensgesellschaften und zur Gründung eines interparlamentarischen Friedensvereines gab, konnte ich nicht umhin, mehrfach auf meinen eigenen Antheil an der Geschichte der Friedensbewegung hinzuweisen.

Legel.

Dr. Eduard Loewenthal.



Eine Pforte zum schwarzen Erdtheil. Gebauer-Schweifsche, Halle a. S.

Von Jahr zu Jahr wächst der Strom der Reisenden, die Nordafrikas gesegnete Küstenländer, die französische Kolonie Algerien, den französischen Schutzstaat Tunesien als Zielpunkt für ihre Wanderungen wählen. Auf den Mittelmeerschiffen trifft man viele Deutsche, in den größeren Gasthöfen der Hafenstädte hört man deutsche Laute, in Biskra, dem eleganten, modernen Lustort, findet sich fast das ganze Jahr hindurch eine nicht unbedeutende deutsche Kolonie zusammen und nicht selten sieht der einsam seines Weges ziehende Einzeltourist auf große deutsche Reisegesellschaften. In Meyers Reisebuch „Niviera, Algerien und Tunis“ findet der Reisende, der diese Gegenden aufsucht, einen vorzüglichen Berater. Doch bei der für ein solches Buch nöthigen Kürze ermöglicht es den Reisenden nicht, sich an Ort und Stelle über Fragen zu unterrichten, auf die er gern schnell Antwort hätte. Diesem Mangel will mein Buch abhelfen. Während Meyers für eine Nordafrikareise unentbehrlicher Führer dem Reisenden das Material für sein Unter- und Fortkommen liefert und ihn lehrt, was er zu sehen hat, giebt mein Buch ihm viel weiter reichende Auskunft und sucht auch seine Kulturkenntnisse zu mehren.

Riefa.

Oberstlieutenant Häbner.



Das Professorenthum, „der Stolz der Nation“? Mit einem Anhang: Professorale Bodsprünge. Verlag von D. Meyer, Leipzig. Preis 2 Mark.

Georg Hirsch sagt im zweiten Band seiner „Kleinere Schriften“: „Es ist eine alte Maxime Derer, die von der Dummheit profitieren, ihre Deutschen im Zustande der Erregung zu erhalten.“ Mit dieser Maxime hängt zweifellos auch

die beim Professorenstand so sehr beliebte Selbstberäucherung zusammen, wie sie besonders im Ehrentitel „Stolz der Nation“ ruckbar wird. Ich erlaube mir nun, der Ansicht zu sein, daß eine Untersuchung über die Berechtigung dieses und ähnlicher Prädikate dringend nöthig ist. Demmer der Verhältnisse wird es nicht überraschen, daß ich, gestützt auf zahlreiche Thatfachen und Zeugnisse Sachverständiger, die im Titel meiner Schrift gestellte Frage kategorisch verneinen muß.

München-Pasing.

Hofrath Max Seiling, Professor a. D.



Die Entstehung des Judenthums. Berlin, Jüdischer Verlag.

Diese kleine Brochure hat nur den Zweck, anzuregen und die Theorie des Marxismus der Rassentheorie entgegenzustellen. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: wer heute noch an ein „Wesep“ der Geschichte, also im strengeren Sinn an eine Wissenschaft von der Historie glaubt, Der hat nur die Wahl zwischen Marxismus und Rassentheorie, — wenn er sich nicht etwa mit feinsinnigen psychologischen Monographien begnügt, wie sie heute von ein paar Meistern geschaffen werden. Das genügt mir nicht; ich glaube an den Marxismus und halte die Rassentheorie einfach nicht für diskutabel. Meine Brochure ist denn auch im Hinblick auf den Rassenmystizismus geschrieben, der sich auf jüdische Charaktereigenschaften stützt, deren rein soziologische Herkunft mir unabweisbar scheint.

© Lublinski.

Elisabeth und Essex. Tragoedie. Siegfried Cronbach, Berlin.

Bisher haben alle Poeten, die sich von der Essex-Tragoedie locken ließen, die Königin Elisabeth als eine höchstens um ein paar Jahr ältere Liebhaberin genommen. Ich zeige sie als die alte Frau, die sie damals wirklich war, und so mußte die liebe Liebe ausgeschaltet werden. Die Empfindungen einer alten Frau und Königin, die ihr politisches Testament macht, für einen jungen Mann der nachfolgenden Generation sind eben nicht von eigentlich erotischer, sondern schon von etwas komplizierterer Art. Außerdem ließ ich die geschichtlichen Gegensätze des Zeitalters — Königthum, Adel, Puritaner — hineinklingen.

© Lublinski.

Immanuel Kant. Verlag von Stoppel. Preis 1 Mark.

Am Abend seines Lebens (1797) sprach Kant zu seinen Freunden die wehmüthig stolzen Worte: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man mich erst recht verstehen und dann meine Bücher aufs Neue studiren und gelten lassen.“ Auch meine kleine Schrift soll die Erfüllung dieser Prophezeiung bekunden und zu weiterer Beschäftigung mit diesem nach Goethes Urtheil „vorzüglichsten unter den neueren Philosophen“ anreizen. Denn in Kants Philosophie liegt der Same der Zukunft; und die Hoffnung, daß nach weiteren hundert Jahren von den großen Ideen des Königsberger Weisen anders als heute die Wirklichkeit beherrscht sein wird, ist der Trost nicht der schlechtesten Gemüther.

Charlottenburg.

Dr. Max Apel.



Hugo Loewy & Co.

Viele große Männer leben im Gedächtniß des deutschen Volkes. Warum also immer von Hugo Loewy sprechen, der doch recht lange schon aus dem schlesischen Zuchtshaus erlöst ist? Gerade auf ihn aber haben einzelne Wipfel in unserem Blätterwalde es abgesehen. Kaum ein Tag vergeht jetzt, an dem nicht mindestens ein deutscher Regisseur öffentlicher Meinungen den Emigranten aufs Korn nimmt und Loewys ungemeine Gefährlichkeit für den Nationalwohlstand des Reiches beweist. Näher läge und vielleicht auch nützlicher wäre, wie Mancher meinen wird, die Beschäftigung mit Persönlichkeiten, die noch in unserer Mitte weilen, noch nicht ausgewandert sind. Etwa mit Herrn Elzbacher, dem Aufsichtsrathspräsidenten des „Helios“, und Herrn Felix Singer, zwei Männern, die zu glauben scheinen, sie könnten durch einen allerliebsten Briefwechsel im April 1904 ganz unter sich die Affaire von 1900 begraben, mit der sich schon der Staatsanwalt befaßt hat. Ober... Doch still, mein Herr; denn schweigen muß mein Mund, — wenigstens heute. Welche Minen legt also Hugo Loewy dem deutschen Volk, daß es vor ihm erzittern soll? Minen sind ja wirklich. Goldminen, von denen er nach Bedarf Aktien drucken läßt und denen er, als einziger Verkäufer, auch den Preis bestimmt. Das Gold dieser Minen wird auf dem Umweg über Südafrika oder Australien natürlich in Deutschland gewonnen. Es fließt in die Taschen von Hugo Loewy, der es behält und nicht zu sprechen ist, wenn Jemand die Aktien wieder verkaufen möchte. Keine Justizbehörde würde auch nur einen Augenblick zögern, diesen Thatbestand als glatten Betrug zu qualifiziren; doch wo kein Kläger, ist auch kein Richter. Und Hugo Loewy Esq. ist klug genug, seinen Köder nur auf dem Kontinent auszuwerfen, so daß er den Vortheil hat, von seinen Opfern durch ein breites Wasser, eine fremde Sprache und Rechtspflege und, was die Hauptsache ist, durch eine fremde Währung getrennt zu sein, in der Alles, besonders eine gerichtliche Verfolgung, viel theurer ist als in der Heimath der Reichsmark. Nun weiß man, wer Deutschland zu Grunde richtet: auf den Kreiselstein der englischen Küste lauert der Dampf, der ihm das Herzblut ausaugt. Im berliner Reichshofamt zerbrechen die geschicktesten Räthe sich den Kopf an der Frage, wie wohl dem Kurs der dreiprozentigen Rente aufzuhelfen wäre. Die Ersparnisse des deutschen Volkes aber fließen durch den Kermelkanal zu Hugo Loewy hinüber und dem heimischen Rentenmarkt strömt von dem Segen nichts zu. Den Sparfium des Volkes will man heben, wird am Ende nächstens auf den Gedanken verfallen, ein eigenes Sparministerium zu schaffen und unter amtlicher Flagge in jeder Gemeinde allwöchentlich eine Gans auspielen zu lassen, — Alles vergebens: Hugo Loewy vereitelt die schönsten Pläne, weil er ihnen die Mittel entzieht. Zu solchen Wahnvorstellungen könnte der Deutsche gelangen, der den Jeremiaden der Presse über Loewys Treiben gläubig lauscht. Was ist nun Wahrheit? Zunächst ist Hugo Loewy nur Einer von Vielen, die sich in London auf die selbe Art durchs Leben schlagen und das Vertrauen des Festlandspublikums nach genau dem selben System mißbrauchen. Hugo Loewy bedient sich, wie männiglich bekannt, des Aushängeschildes der Financial and Commercial Bank, einer Aktiengesellschaft, die er selbst gegründet hat und die sich (wer lacht da?) eines „volleingezahlten“ Kapitals von 6 Millionen

Markt rühmt. Diese Bank schickt uns Circulare im Stil des folgenden: „Nachdem uns von befreundeter Seite die Mittheilung geworden, daß Sie für an hiesiger Börse gehandelten Papiere Interesse haben, nehmen wir hierdurch Veranlassung, Sie um gest. Ueberweisung Ihrer diesbezüglichen Ordres zu bitten, und bemerken Ihnen hierbei, daß Sie durch deren direkte Ueberschreibung an uns nicht nur die deutsche Bankprovision und den deutschen Reichsstempel ersparen, sondern auch durch schnelle und rechtzeitige Hinweise bedeutende Vortheile haben. Wir sind auf Wunsch gern bereit, Ihnen über etwaige Bestände an Goldminen- und amerikanischen Eisenbahnwerthen ausführliche Informationen zu ertheilen, und unterlassen nicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, so weit die süd-afrikanische Goldminenindustrie in Frage kommt, der Ostrand berufen ist, eine präponderante Rolle zu spielen.“ Das Deutsch ist, wie sich beim Kopiren von Meisterwerken gleimt, getreulich von dem Original übernommen. Man achte besonders auf das Fremdwort „präponderant“, das die Patina feiberizianischen Geistes mit den englischen Slangbedürfnissen eines modernen Kaufmannes vereint und auf ein empfängliches Gemüth die Wirkung nicht verfehlen kann.

Der fetteste Köder, von dem man sich bei der Absendung des Briefes den stärksten Vordersolg verspricht, ist natürlich aber der Hinweis auf die Ersparniß an deutscher Bankprovision und Stempelgebühr. Das ist nicht etwa eine Erfindung Loewys und seiner „Bank“, die sich Depeschen unter dem klangvollen Stenwort „Amiralat“ senden läßt; erfunden hat dieser Gugo von seinem System überhaupt nichts. Vor mir liegt der Brief einer „Auskunftei für londoner Börsenwerthe“, dessen wesentliche Stellen kaum anders lauten als die loewyscher Circulare. Auch hier ist zu lesen: „Wir machen bereits ein bedeutendes Geschäft in Ihrer Provinz und soll es uns recht sehr freuen, wenn Sie durch unsere Intervention an der Effectenbörse hierselbst Geld gewinnen würden; wir sind gern bereit, Ihnen zur Wiedererlangung Ihres Verlustes behilflich zu sein. Das heißt: durch Empfehlung solider Shares, welche offiziell an der londoner Börse gehandelt werden; und sind wir auch gern bereit, Sie hierorts bei einem Mitglied der londoner Effectenbörse einzuführen, wodurch Sie die deutsche Bankprovision ersparen würden.“ Der Verlust, zu dessen „Wiedererlangung“ (wie schelmisch ausgedrückt!) die gütige Auskunftei dem deutschen Adressaten verhelfen will, wurde natürlich bei einem Konkurrenzunternehmen erlitten, auf das denn auch in dem Briefe weiblich geschimpft wird. Die Auskunftei aber entpuppt sich als einen nicht unbekanntem Herrn Gumpel, Verfasser des Buches „Die Spekulation in Goldminenwerthen“, dem, weil ein damals für die „Zukunft“ schreibender Spezialist ihn dem Herausgeber empfahl, sogar gelang, hier eine Selbstanzeige des, wie man sieht, nicht einwandfreien Buches unterzubringen. Wenn wir den Regensionen glauben dürften, die Herr Gumpel über sein Buch in die deutsche Presse zu lanciren verstand, so gäbe es vor dem Minenschwindel nur eine Rettung: Herrn Gumpel und sein Werk. Das behauptet in ähnlicher Lage ja Mancher von sich. Alle Anderen sind abgeseimte Schurken, nur der Eine, der jaust das Wort hat, schlägt den Rekord lauterster Ehrlichkeit. Als erheiterndes Beweisstück führe ich aus dem Circular einer zweiten londoner „Effecten-Auskunftei“ (Wardes), deren Telegrammadresse „Vorsicht“ heißt, den Satz an: „Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß in Goldminenaktien Millionen deutschen Kapitals angelegt sind,

von denen leider ein großer Prozentsatz auf Nimmerwiedersehen in den Erdboden gesteckt, in den Taschen gewissenloser Gründer und Emissionhäuser verschwunden oder in schlecht beratzenen Differenzgeschäften verloren gegangen ist, und es ist ferner nicht zu leugnen, daß gewisse hiesige (londoner) Firmen, die allwöchentlich den Kontinent mit Marktberichten und anderen Cirkularen überschwemmen, in der Beratung ihrer Klientele (vornehm, nicht wahr?) nicht nur nicht mit der nöthigen Vorsicht (siehe die Telegrammadresse) gehandelt, sondern geradezu das Allerschlechteste empfohlen haben, weil sie an dem Abblenden dieses Schundes ein großes persönliches Interesse hatten.“ Im weiteren Verlauf dieses herzigen Schreibens erbietet sich die Auskunft zu völlig uneigennütziger Führung (nur Vortauslagen!) von Regreßprozessen wegen falscher Angaben im Prospekt einer faulen Gründung. Wie edelmüthig, wie christlich! Viefst man dann noch, daß diese Auskunft „unter gar keinen Umständen“ den „An- oder Verkauf irgendwelcher Aktien“ übernimmt, sondern lediglich „nach bestem Wissen und Gewissen“ antworten will, so kann man eine Thräne der Rührung über so viel Güte in dieser schlechten Welt nicht länger zurückhalten. Interessant aber wäre, zu erfahren, welches Urtheil wohl Herr Wumpel über diesen Konkurrenten fällt und wie ers begründet. Schönes Briefpapier hat auch die „London International Bourse“, natürlich Limited. Ihre Telegrammadresse lautet Exodus. Das läßt tief blicken. Einem frommen Gemüth thut solche Anlehnung an den Pentateuch wohl; möglich aber, daß der Sinn in Wirklichkeit hier ein anderer sein soll. Man muß unwillkürlich auf solche Gedanken kommen, wenn man sieht, daß diese „Internationale Bourse“ trotz ihrem stolzen Namen sich nicht scheut, deutschen Kunden das Geld in Fünzigpfennigstücken abzunehmen: sie bietet Zwei-Schilling-Aktien an, die in vier Raten zahlbar sind. Die Aktien haben allerdings, was zur Ehrenrettung der „Bank“ nicht verschwiegen werden darf, einen „inneren“ Werth von 20 Schilling, also zehnmal höheren, als ihr Kennwerth angiebt. Wenigstens sagt die International Bourse, die es schließlich am Besten wissen muß, Exodus!.. Eine andere Schleppanstalt, die sich (bei der fast schrankenlosen englischen Firmirungsfreiheit kann dies) mit dem kernbritisch klingenden Namen Grosvenor schmückt und sich unter der Adresse „Forthcoming“ (zu Deutsch: wird schon kommen) telegraphiren läßt, macht deutschen Kapitalisten das folgende uneigennützige Angebot: „Einer unserer Kunden hat uns gebeten, einen Posten Premier-Gold-Aktien für ihn zu verkaufen, da er dringend Geld braucht, um Schulden zu bezahlen. Von dieser Ausnahme-Bellegenheit sollten Sie Gebrauch machen, da Sie billig zu den Aktien kommen und, wie wir aus dem Register sehen, bereits Aktionär zu einem höheren Kurs geworden sind. Natürlich wollen wir den Posten nicht allgemein offeriren, da Dies den Preis allzu sehr drücken würde. Sagen Sie selbst, was Sie bieten wollen; wir werden Ihr Angebot jedenfalls unserem geldbedürftigen Kunden unterbreiten.“ Die Premier Goldmine ist eine von den westafrikanischen Nouveaux, an denen schon so Mancher sein Pfund verloren hat. Das Angebot ist in Schreibmaschinenlettern gedruckt; nicht einmal „Grosvenors“ Unterschrift ist eigenhändig geleistet. Und doch giebt es Deutsche, gebildete Herren, die auf so plumpe Tricks hineinfallen. Ich brauche wohl nicht noch mehr Beispiele anzuführen, um zu beweisen, daß Hugo Voemy durchaus nicht allein steht. Vielleicht

ist er nicht einmal der Erfolgreichste seiner Spezies; denn er hat größere Spefen als die Uebrigen und kam vor Jahresfrist bei einer londoner Liquidation geradezu in Verlegenheit. Nimmt er Deutschen Geld ab, so kehrt wenigstens ein Theil davon in Gestalt von Agitationkosten wieder zurück; ich glaube, daß er in Deutschland eine ganze Menge Geld springen läßt, um Stimmung zu machen.

Doch selbst wenn er mit seiner Methode, die er heute bei East Rand Gold Mines anwendet, nachdem er sie früher bei Atlas und bei Great Pingall Southern Blocks, noch früher bei der Trebertreckung ausprobiert hat, selbst wenn er einzig in seiner Art wäre, müßte der Eifer, mit dem ein Theil der Presse auf ihn einhaut, ein Bißchen komisch erscheinen. Nicht nur, weil unter den hitzigsten Kämpfern Leute sind, die noch vor nicht allzu langer Zeit ganze Seiten mit Inseraten Voewys füllten*); in diesen Dingen von Gehül zu reden, wäre ja lächerlich. Aber Hugo Voewy und seine Methode ziehen nur einen verschwindend kleinen Theil deutscher Ersparnisse ins Ausland, einen so winzigen, daß es wahrlich nicht lohnt, Värm drum zu schlagen. Die Hauptmasse deutschen Kapitals, die ins Ausland marschirt und sehr selten unversehrt heimkehrt, überschreitet die Grenze mit einem legitimen Paß, den ihr unsere Banken ausgestellt haben. Die Statistik, die der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes im vorigen Jahr veröffentlichte, um die Nothwendigkeit einer Reform des Börsengesetzes zu rechtfertigen, war unvollständig und sagte dennoch schon genug. Im Jahr 1902 vergaben zweiundzwanzig Provinzialbankiers Börsenaufträge im Betrag von 269 Millionen Mark ins Ausland. Was das deutsche Publikum in früheren Jahren an Minenaktien einbüßte, wurde ohne „Ersparniß der deutschen Bankprovision“ verloren. Unsere Großbanken sind an ausländischen Spekulationen sehr, besonders an Goldaktien, ungemein stark interessiert und vergrößern dieses Interesse noch gern. Bei diesen Goldaktien ist dem Publikum nie gestattet, portierre einzusteigen; und was die Börse an Pause und Boom auch sinnen und dichten mag: am Ende kommt bei Minen doch immer das Auseinandergehen. Und es ist ein magerer Trost, daß der Haupttheil des Verlustes, den das Publikum schließlich erleiden muß, unsere Banken bereichern wird.

Dis.

*) Ganze Seiten: sehr richtig, Herr Dis. Eine ganze Seite des sauberen Berliner Tageblattes vom fünften Juli 1903 füllte — als eins von hundert Beispielen seit angeführt — ein Inserat der Financial & Commercial Bank Ltd., für deren Direktorium dort Baron K. von Maltzan und Lord Charles Pratt zeichneten. Die Firma Rudolf Mosse, deren Chef sich, wie öffentlich erwiesen ist, die Inseratencensur vorbehalten hat, wußte, als sie die Annonce der „Bank“ aufnahm, ganz genau, daß die falsche Flagge den Namen des in Deutschland mit Zuchthaus bestrafte Herrn Hugo Voewy deckte und daß sie für Geld einem Schwindler die Möglichkeit bot, Stempel zu fangen. Mußte es wissen. Fast die ganze Seite ist einem „Auszug aus dem Wochenbericht vom vierten Juli“ eingeräumt. Da das Inserat spätestens am vierten Juli in die Expedition des Berliner Tageblattes geliefert sein mußte, konnte es nicht einen auf reinlichem Wege gefundenen „Wochenbericht (einer londoner Firma) vom vierten Juli“ bringen. Und am siebzehnten April 1904 hatte Herr Hugo Voewy wieder im Berliner Tageblatt eine ganze Annoncenseite, auf der er, in guter Verpackung, seine East Rand Gold Mines empfahl. Die Redaktion warnt vor dem Schwindler, der Verlag macht für ihn Ref. lame und nimmt sein geruchloses Geld: Thrihlung der Arbeit; made in Germany.

Theater.

Drei Fremdlinge. Aus Niederland, Schweden, Erin, aus drei Kulturzonen kamen sie aufs berliner Schaugerüst, wurden beguckt und beschnüffelt, lockten müden Muskeln ein Lächeln, ein widerklingendes Lachen ab, wirkten auf den Lakrimalnerv und trieben ein Bißchen Eiweiß und Kochsalz in den Thränensee, spannten vierzig, hundert Minuten lang die einbildnerische Kraft und starben dann, sanken, fern von der Heimath, in das von unzüchtlicher Hast geschaukelte Grab. Keiner ganz ruhmlos, Keiner vom Siege gekrönt. Noch also sind wir im Totenland; und die Pflicht ruft zur Nekropsie.

Der Holländer heißt Hermann Heijermans. Ein Talent, noch keine Persönlichkeit. Er kann Stimmungen suggeriren, fühlt, woher und auf welchen Wegen Theaterwirkungen zu holen sind, und schämt sich, als praktischer, ins nüchterne Niederland geborener Israelit, gar nicht, „illuminirt“, wie Schiller empfahl, die Gemeinplätze zu zeigen, auf denen seit aristophanischen Tagen der Gasserthaar wohl war, heute noch ist und in Ewigkeit sein wird. Er lehrt, zum Beispiel, daß die reichen Leute nicht so fromm sind, so barmherzig und sauber, wie sie gern scheinen möchten; daß die Alltagsnoth den Willen zu feinsten Sittlichkeit bricht; daß von zwei im Wellendrang an eine Planke Beklammerten Jeder bereit wäre, den Anderen in die Tiefe zu stoßen, wenn er den eigenen Leib dadurch retten könnte; daß es sehr traurig ist, im kalten Hause kein Brot und über sich einen harten Gebieter zu haben. Solche Wahrheiten spricht er in einem muthigen Brustton aus, den vor fünfzehn, vor zehn Jahren noch die Jugend bejubelt hätte. Inzwischen haben wir dieses ewig Wahre nicht ganz selten gehört; und die Wiederholung erregt selbst die Jüngsten nicht tiefer als der Ruf nach Gedankenfreiheit. Seiner Heimath, die der Menschheit nie einen Dramatiker gebar, mag Herr Heijermans als reeller und rühriger Importeur nützliche Dienste geleistet haben. Er hat schrecklich viel gelesen und Alles, was er bei Zbsen, Zola, Tolstoi und in unserer neuen Schlesierschule fand, flink und mit sicherem Instinkt für das Zeitgemäße nach Holland getragen; auch die von seinem Landsmann Multatuli in die Grachten gestoßenen, auf den Marschenschlid gewälzten Blicke zerschlug er zu netten, leicht veräußlichen Steinen. Seine Schiffertragoedie „Die Hoffnung“ war mit ungemeiner Geschicklichkeit aus dem Bauholz gezimmert, das „Germinal“, „Die Stützen der Gesellschaft“, Maupassants Scenovellen und „Die Weber“ geliefert hatten, und ließ ein starkes und dennoch nicht rüdes Theatertalent erkennen, dem im Sturmgebraus sogar eine Massenklage, An-

Klage von balladesker Größe gelang. „Ora et labora“, ein „friesisches Bild“, das jetzt im Deutschen Theater gezeigt wurde, hat blässere Farben, einen banaleren Luftton und weniger Perspektive. Der Sohn eines Haidehäuslers vermietet sich, um mit dem Handgeld den Eltern die vom Pfandrecht bedrohte Hütte zu retten, der indischen Kolonialarmee und muß erleben, daß sein Opfer ihm nicht gedankt wird: von der Liebsten nicht, die zürnt, weil er für sechs Jahre, vielleicht für immer geht, und erst recht nicht von den Alten, die wüthen, weil der Torfschiffer und Brautvater einen Bruchtheil des Geldes bekommt, das, schwören, brüllen sie, nach göttlicher, menschlicher Sägung nur ihnen gebührt. Eine modisch überpinselte Moralität. Dazu paßt auch der Titel; bete mal Einer fromm zu dem Himmel, der ihm die Möglichkeit, sich im Schweiß des Angesichtes zu nähren, versagt. Die Geschichte ließe sich, so umständlich sie erzählt ist, ohne Mißgefühl anhören, wenn der Sohn und Held nicht der *homme juste* der altfranzösischen Mirakelstücke, das Bräutchen nicht eine *Virago* von stolzem Wuchs wäre. Das geht nicht, *Wynheer*. Noth nützt die Moralbegriffe mählich ab; und wer auf dürrer Haide um ein Bißchen Kuhfutter kämpft oder am Schleppseil vor der Torfszille ächzt, kann sich den Luxus der Nächstentliebe und seltschen Adels nicht gestatten. Wir habens oft gehört, könnens wieder hören. Soll uns aber gelehrt werden, daß trostloses Elend im Menschen die Bestie weckt, daß Glaube, Ehre und anderer Spul Produkt der Lebensverhältnisse ist, dann erspare man uns das Bild eines in Schmutz und Jammer Erwachsenen, der wie Posa, einer Zillenschlepperin, die wie Weibels Heldinnen handelt. Zu den Naturalisten — man schämt sich beinahe schon, das Modewort von vorgestern heute noch niederzuschreiben — gehört Herr Heijermans nicht; auch nicht als Nachläufer. Er scheint nicht an eine „physische Weltordnung“ zu glauben, sondern an den — freilich noch fernem — Sieg einer „sittlichen Weltordnung“, die, nach Schillers Wort (vom „Erhabenen“) „die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann.“ Er ist stets eifernder Parteanwalt, Ankläger oder Vertheidiger, nie gelassen Betrachtender; und will nicht Zustände, sondern Kämpfe zeigen. Gefühlssozialist, wie die Meisten vom jungen Geschlecht; mit besonders heftigem Accent gegen die Eltern, die ihre Kinder ausbeuten, die Gehorsamspflicht zur Mehrung der Behaglichkeit nützen. Schon in der Schiffertragoedie sahen wir Kinder, die seufzend den Eltern frohnen mußten. Und auf dem friesischen Bild verkauft sich ein Sohn ins Fieberelend, leucht eine Tochter unter der niederziehenden Last des Zillenschleppstrickes, wird Jugend gebrochen, damit alte Leute für

ihre stumpfen Zähne Etwas zu knabbern haben. Das ist kräftig dargestellt; und den Mann, der es vermochte, sollten wir nicht gar zu gering schätzen. Auch im Sinn Goethes und seines Serlo ist er kein Naturalist, kein „Pfuscher“; neben den Hirschfelds, die manchmal noch ernst genommen werden, fast ein Gigantchen. Nur wirkt eben Alles, was er giebt, als hätten wirs oft schon gesehen, oft in ähnlichen Tönen gehört; du déjà vu, sagen in solchem Fall die Franzosen und rümpfen die Lippe. Die besondere Vision fehlt... Aber Herr Heijermans ist noch jung, hat hübsche Satiren geschrieben, wittert schon heute alle Möglichkeiten theatralischer Wirkung und folgt, nach so vielen Führern, eines Tages vielleicht auch dem Meister Flaubert, der den Jungen stets rieth, nicht mit dem Auge der Ahnen die Welt zu betrachten, sondern vor jeden Baum, jeden Palm, jeden Menschen so lange bescheiden sich hinzustellen, bis sie ihn sehen, wie vor ihnen Keiner, Zwerg nicht noch Riese, ihn sah.

Enkel, nicht Ahn, ein Talent, noch keine Persönlichkeit scheint mir einstweilen auch der Schwede, Herr Adolf Paul, dessen „Doppelgänger-Komödie“ im Kleinen Theater keine Heimstätte fand. Einer von Strindbergs Geschlecht, der mit wachem Auge im Reich Wilhelms des Zweiten lebt und jeden Dienstag mit neuem Entzücken den Simplizissimus liest; als Skandinave aber früh natürlich auch Ibsens Prätendentendrama gelesen hat. König ist nicht, wer durch Zufall die Krone als Erbtheil erhielt, ist nur, wer königlich denkt: Das vergißt sich nicht. Herr Paul hats nicht vergessen. In dem Schauspiel „Harpagos“ — trotz den Mängeln der Konturzeichnung dem Stärksten, was ich von ihm kenne — zeigt er zwei Könige ohne Königsgedanken, läßt er Beide all in ihrem Glanz von einem mächtigeren Willen brechen. Doch der Simplizissimus und der Serenissimus? Herr Paul wurde nachdenklich. Gehts in der gemeinen Wirklichkeit denn nicht auch ohne königliches Wesen recht gut? Königsgedanke hin, Königsgedanke her: die Hauptsache ist, daß man Krone und Purpur trägt. Wer die Requisiten hat, spielt die Rolle. Rolle?... Ja, eigentlich ist's eine; von früh bis spät immer en représentation, immer Star. Am Besten müßte es Einer machen, der gewöhnt ist, im Rampenlicht zu agiren, der Menge Beifall abzuhoheln. Ein Virtuos. Wie aber käme Der auf den Thron? Nur nicht lange suchen; die ältesten Mittel sind stets die wirksamsten. Doppelgängererei; nach römisch-shakespeareischem Muster. Zwei Menschen, die einander so ähnlich sind, daß Jeder, die Bettgenossin selbst sie verwechseln kann. Ein König, ein Geiger; jeder Zoll an Beiden ein Geck. Und wohin verlegt man die Schnurre? In ein dünn gefirnissetes Barbarenreich. Papierne Verfassung; Preßfreiheit unter dem drohenden Galgen; ein ver-

antwortliches Ministerium, das jede Narrenlaune des Herrschers wie eine Geniethat bestaunt und bereit ist, ihn als den geistvollsten und leutsüligsten Regenten zu preisen, wenn er am Galatisch in die goldene Schüssel spuckt; ein Volk, das im Kämmerlein den König bespöttelt und ihm, sobald er sich blicken läßt, Blumen auf den Weg streut. Leider irrt es manchmal: bewirthe den Geiger mit dem Jubel, der dem König zugedacht ist. Ein ekliger Kerl; der beliebteste Fiedler im Land und von allen Weibern vergöttert. Eine Gefahr für die Monarchie. Höchste Zeit, den Lämmel um einen Kopf zu kürzen, dessen Aehnlichkeit die Majestät beleidigt. „Pact ihn mir und . . .“ Schon ist's zu spät. Der Geiger war flinker als der König. Tritt vor ihm nicht täglich die Wache ins Gewehr? Hat sein Wink nicht heute früh erst auf dem Richtplatz noch einen armen Sünder begnadigt? Das war die Generalprobe. Jetzt geraden Weges ins Schloß. Die Menge, das Leibregiment selbst folgt ihm jauchzend, der echte König wird überbrüllt, verhaftet, in ein Kellerloch gesperrt und der Fiedler drückt sich mit den Kolophoniumfingern die Krone aufs Haupt. Minister und Schranzen beugen sich ihm, der in Alles dreinredet, Alles umkrempen möchte und vom Nachtstühlchen aus noch regiren will. Und es geht, geht mit dem Szepter so gut wie mit dem geharzten Bogen. Nur zwei Frauen erkennen den Gaukler: Ihre Majestät und seine derbe Hauschre. Die Königin an der männlichen Initiative; denn ihr Ehemann hat die Gnade Gottes, doch nicht die Virilstimme der Sinne. Die Frau an zehntausend Athernheiten; denn das Weib, das den Mann sich hundertmal schweigend abzappeln sah, riecht ihn auch im Hermelin. Ueber beide Gefahren läme der Usurpator leicht hinweg. Die Königin wäre mit dem Tausch sehr zufrieden, der ihrem Schoß endlich Freude und Frucht verheißt; und dem Hausdrachen wäre schnell das spitze Bünglein gestumpft. Schnell, — wenn Madame ihren Monsieur nicht gar so schlau zu nehmen, zu narren wüßte. Sie legt ihm die Geige ins Königsgemach: und nun ist er verloren. Denn er kann dem Drang nicht widerstehen und geigt, bei offenen Thüren, wie ein Künstler, nicht wie ein König; und Alle hörens und merken den Trug. Es wäre gegangen. Der Doppelgänger durfte sich Alles erlauben, schwagen und schlemmen, die Männer knechten und die Mädchen schwängern, dem Staat, als wärs härteste Königspflicht, die letzten Stützen wegbrechen: Das Schlimmste hätte man ihm wedelnd verziehen. Eins nur durfte er nicht: Talent haben. Ohne dieses dumme, abscheulich unbequeme Talent hätte er sich gesagt: „Der Teufel hole die Geige! Ich bin König von Gottes Gnaden und habe Besseres zu thun, als mit Pferdehaar auf Darmsaiten herumzutragen. Das mußte ich, so lange ich arm war, und

thats, um Geld zu verdienen. Jetzt will ich mich amüsiren, regiren und der Welt meiner Unterthanen zeigen, welcher Kerl ich bin; in alle Sättel gerecht und in jedem Fach erfahrener als die Zünftigen selbst.“ Doch er hatte Talent und im Purpur noch kitzelte ihn die Sehnsucht nach dem Bischofs Ruch, das er mit seiner Menschenkraft meistern konnte. Nicht für eine armsüßige Majestät, die sich Bewunderung durch Bayonnette erzwingt, wollte er gehalten sein, sondern für einen Prinzen aus Genie land. Das verrieth ihn; denn daß ihr angestammter König nichts könne, wußten die Banaußen aus lieber Gewöhnung. Und mit der Regierungsfähigkeit des Geigers wars nun aus.

Nur eine Schnurre; aber sehr wichtig, oft geistreich; und in der Szene, wo die Königin mit geblähten Rüstern den Mann schnuppert und sich wonnig gekitzelt fühlt, wird ein aristophanischer Ton starker Thiermenschheits satire angeschlagen. Sonst lehts allzu sehr an Fleisch. Wir sehen keine Schlacht, kein Manöver, nicht einmal eine Parade: nur ein Skelet-Exerciren, das auf die Länge ermüdet. Auch schwankt der Stil und die Posse wird, in usum litteratorum, an manchen Stellen mit Tiefsinnsmerkmalen gepuzt. Zur Wigblattoptik paßt aber kein Thränenblick ins Künstlermartyrium. Schade. Den frechen Griff muß Jeder loben, ders in der müßigen Trödelkammer unserer Theaterstofflieferanten kaum noch auszuhalten vermag. Und die beiden Weibchen sind mit sicherer Schöpferkunst aus warmem Rippenfleisch geschnitten. Als Werk eines Jünglings wäre der Schwank eine Verheißung; doch Herr Paul geht ins zweiundvierzigste Lebensjahr. . . Immerhin geht er vorwärts. Die Monarchenposse ist mir viel lieber als die „Heroischen Komödien“, in denen David als pugiger Bauerndölpel, Goliath als Messenrenommist, Voltaire als ein noch kleinerer Moses Mendelssohn vorgeführt und, mit mehr Behagen als Wig, die Weisheit gepredigt wird, daß Helden „Kinder des Zufalls, Männer des Nachhalls, Götter des Wortschwall“ sind.

Trog seinen Jahren möchte ich den Schweden für einen werdenden halten. Der Tre ist nicht sehr viel älter und scheint doch ein fertiger Mann. Mr. Bernard Shaw. Unwahrscheinlich geistreich; sein Dialog knattert von Leuchtugeln und Raketen und wäre nicht lange zu ertragen, wenn nicht manchmal wenigstens englischer Menschenverstand das Gelärm dämpfte. Und der Reichthum wuchs auf gutem Kulturboden. Herr Shaw gehört zu den feinsten Europäern. Ein Mann, der höllisch viel gelernt hat, im Innersten doch selbständig blieb und mit seinen achtundvierzig Jahren noch immer aufgelegt ist, allen Autoritäten und Zunftmeistern der Erde recht gassenbübisch eine Nase zu drehen. Von den Musikkritikern Englands hat er das heüßte Gehör,

den schärfsten Wig, die sicherste Witterung für den Windelgeruch des Genies. Als Literaturkritiker steht er neben Edmund Gosse und William Archer, von denen der vor Theatertapezieren Intende Briten erst wieder erfuhr, daß es in Europa noch eine Dramatik giebt. Eben so sachkundig überblickt Shaw das Gebiet der Bildenden Kunst. Er hat für die Praeraffaeliten, für Wagner und Ibsen gekämpft. Und ist nicht nur Aesthet, Keiner von den Zärtlingen, die sich das profanum vulgus vom Leibe halten und von ihrer Uebermenschenhöhe höhrend herablächeln, wenn von Politik geredet wird. War Marxist und ging dann zur Fabian Society, die den Municipalsocialismus und die Verstaatlichung der wichtigsten Gewerbe propagirt. Unter allen Fabian Essays, die ich kenne, sind seine die frischsten, lustigsten und zugleich lehrreichsten; wo Andere doziren, baut er; und hat, ehe er sein Gebäude betrachten läßt, das Gerüst sauber abgetragen. Der Schwachsichtige merkt gar nicht — soll auch nicht merken —, daß er vor dem Werk eines Fachmannes steht, der die modernsten Grundbegriffe der Nationalökonomik am Schnürchen hat. Der ganze Kerl strotzt von Persönlichkeit und Humor. Er kann sehen und Gesehenes plastisch gestalten; und die assoziirenden Centren müssen seinem Hirn wohl aus stärkerem Stoff gefügt sein als selbst dem Durchschnitt der reichlich Begabten. Ire; den Briten also nah und doch fern; vom Glanz nicht geblendet. Ire, wie Sheridan, der ja auch Politiker, Musiker, Satiriker und Dramatiker war und durch die „Kästerschule“ nicht berühmter wurde als durch den Begum Speech in Sachen Warren Hastings. In der besonderen Farbennuance des Geistes erinnert Shaw aber mehr noch an Whistler, den amerikanischen Antiphilister, als an Sheridan, der schließlich doch eine liberale Seele mit Ethos und Schlagfahne blieb. Auch dem Fabier ist's, wie dem Verfasser der Gentle Art of making enemies, das größte Vergnügen, gegen mächtige Meinungen anzurennen, thronender Dummheit und Heuchelei die Trödlerkrone vom Haupt zu reißen. Aber Shaw hat gesünderen Menschenverstand, ein mitleidigeres Herz und eine weniger lärmfüchtige Skepsis als der große Maler und Radierer, ist nicht so kindisch grausam; freilich auch an Schöpferkraft nicht so reich. Whistler und Wilde — der natürlich auch zu den Anregern, Erziehern, Verziehern des Iren zu zählen ist — waren geniale Naturen, die neue Kunstwerthe schufen und aus der Entwicklung nicht wegzudenken sind. Shaw ist nur eine Blocke, deren Speise aus Kupfer und Zinn zu starkem und feinem Klang richtig bereitet ward, deren Strang stets aber vom Denken und Sehnen der Anderen bewegt wird. Whistler und Wilde hätten auch in der Wildniß, unter Barbaren, Blinden und Taubstummen sogar in Farben und Worten gebichtet.

Shaw, der die Reibungen und Impressionen des Alltagslebens braucht, wäre auf einer einsamen Insel wahrscheinlich ein stiller Mann geworden.

Diesen Unterschied hat er, so scheint mir, gemerkt; wie Jeder sich vorstellen kann, nicht gerade mit Entzücken. Er ist zu klug, als Ire zu sehr an kalte Tränke gewöhnt, um nicht zu fühlen, daß er nicht in den ersten Rang gehört. Very well. Doch wer gehört denn dahin? Die großen Männer? Zwischen Zwergen wirkt schon der Mittelwüchsige, zwischen schlichten Menschen oft der Aufgeblasene wie ein Großer. Die berühmten Helden der Weltgeschichte? Befehlt ihr Heroenthum nur in der Nähe! Auch ich, Bernard Shaw, schien ein Held, als ich mindestens einmal täglich in einer Volksversammlung sprach und auf der Straße der vorüberwimmelnden Menschheit Marxens Evangelium predigte. Jetzt, seit Ihr wißt, daß ich für World und Saturday Review gegen hohen Zeilenlohn Artikel schreibe, glaubt Ihr meine Größe nicht mehr. Mit allen Helden ginge es Euch so, wenn Ihr hart genug vor ihnen stündet. Sie essen, trinken, verdauen, leiden an Obstipation und Blähungen, erniedern und blamiren sich auf verschwigten Lakten, dienen vor betitelten Hohlköpfen, reichen Gaunern und fein parfümirten Hürchen, ganz wie Ihr und ich, werden zum Vieh, wenn der Alkohol ihnen in den Adern rumort, und müssen flink auf alle Heroenleistung verzichteten, wenn ein kranker Zahnner, ein Furunkel sie plagt, eine Sturmfluth durch den Darmkanal setzt. Das hörte der Haufe schon gern, als Sizinus in Rom wider den Junker Coriolan hegte; heute hört ers noch lieber. Man ist am Ende doch Determinist, hat sich an carlylischem Heldenkult den Bourgeoisimagen verdorben und weiß, daß der Mensch nicht eines schänden Sonnabends vom Herrgott erschaffen ward, sonder als geschwänzter, zottiger Bierfüßler lange auf Fruchtbäumen saß und um Schwanz und Pelz erst durch Panmixie kam, als sie überflüssig, unbrauchbar für den Kampf ums Dasein geworden waren. Von schleimigen Protozoen stammen wir Alle, König und Kriüppel, und halten die Mär von besonderer Heldenweihe für eben solchen Schwindel wie die Legende vom Philosophenei, in dem der Stein der Weisen ausgebrütet werden sollte. Echte Helden, von dem Schlag, der in den Liedern lebt, giebt's in der Wirklichkeit gar nicht, sagt Herr Shaw; nur Heldenpoje. Ungefähr sagt es Herr Paul auch; nur mit ein Wischen mystischeren Worten. Ihm sind die Helden „unwissend thätige, unthätig wissende Kinder des Zufalls“; „der Held wird immer nachher, ist immer das Kind seines eigenen Ruhmes; Ruhm erlangen oder nicht: um diese Frage dreht sich das ganze Heldenthum.“ Beide haben in Ibsens „Ballonbrief“ die Frage gelesen: „Ist das Große wirklich groß?“ Der schwedische Literat (Monsieur Josse est orfèvre)

löscht für die Künstler allenseits gelten. Da sieht er Größe; sogar in dem Arriver geiger, der zu viel Talent hat, um die Königsrolle mit Anstand spielen zu können. Homer ist ihm groß, nicht ein Achill, den der Zufall gebar. Der irische Sozialist löscht auch dieses letzte Blinkfeuer. Die Künstler sind, selbst die besten, in ihrer philistrischen Engherzigkeit, die hinter idealen Forderungen lauert, ihrer unpraktischen Weltanschauung, die den im einfachen Pflichtenkreis Handelnden verachtet, sind mit ihrer neidischen Applausgier, die der Sehersgestus vorbergen soll, gerade so lächerlich wie die Helden der That; genau solche Posseurs. Nur wenn er schlief, war Homer nicht kokett. An Allem, was aus der Entfernung groß scheint, ist kaum ein Fäserchen echt.

Die vier Dramen Shaws, die — leider recht unzulänglich — ins Deutsche übersetzt worden sind, behandeln sämtlich das selbe Thema. Zwei davon haben wir auf der Bühne des Neuen Theaters gesehen. Zuerst den „Schlachtenlenker“. Der junge General Bonaparte zwei Tage nach Vobi. Ein schlechter Stratege, der am Liebsten mit Kanonendonner und anderem Theaterlärm wirtschaftet, ein undisziplinierter Soldat des ancien régime, der froh ist, wenn er dem Zahlmeister mehr Reisespesen abträgen kann, als er zu fordern hätte. Feig, frech, toll, pöbelhaft, gefräßig, außen und innen unsauber; ein Streber, dem der Zweck selbst das Mittel der Prostitution heiligt. Er weiß, daß seine Josephine vom geilen Barras für Zärtlichkeiten bezahlt wird; aber er braucht die Gunst und das Geld des im Direktorium mächtigsten Mannes und duldet deshalb schweigend die Eheschmach. Im Bild seines Wesens ist Eitelkeit die Dominante. Wer ihm noch so plump schmeichelt, hat ihn. Tragoede und Komödie in einer Person; seiter an die Dreißig kam, auch Theaterdirektor, der „die Ideale und das Können der Anderen schlau ausbeutet, um das Spiel seines Lebens zu gewinnen“. Im Grunde ein kalter Narr, der höchstens die Fähigkeit eines geschickten Schachspielers ins Feld bringt und der mit seiner Kurzsicht nur unter Blinden König werden kann. In Tavazjano überlistet ihn eine hübsche Frau (eine Irin, versteht sich), weil sie dem Siebenundzwanzigjährigen als künftigem Imperator huldigt und dem hungrigen Sexualsinn des Strohwitwers mit der Bettdecke winkt. Ein albernere, für den Felddienst untauglicher Lieutenant sagt ihm die schönste Grobheiten ins Gesicht und der General nimmt sie hin, weil der Laffe aus edlem Blut ist und die lässige Herrenmanier hat, die den Sohn der Lactitia höchster Bewunderung werth dünkt. Helden wollt Ihr? Da habt Ihr einen. . . Neben dieser Karikatur des Korsen wirkt der kleine Bonaparte des Sir Walter Scott fast wie ein Titan, Tolstois schwammiger Napoleon noch wie

ein Mythenreife. Aber die Gespräche sind sehr amüsant und das ganze Historienchwänkehen gliedert von fecker Laune und übermüthiger Bosheit. Herr Wedekind würde es besser machen, doch bei den frechen Rhythmen der Stachelreden bald aus dem Takt kommen und ins Botenreich herunterstolpern.

Nach dem „Schlachtenlenker“ lernten wir „Candida“ kennen, nach dem Feldherrn den Propheten. Pastor Jakob Morell. Auch ein Held, den man nicht nah sehen darf. Christlich-sozial, Fabier, Kanzelredner ersten Ranges, von allen Vereinen für Sozialreform umworben, von Männern, Weibern und Kindern angebetet. Ein guter, gescheiter Mensch, durch die Gewöhnung an tägliche Rednerei aber so verdorben, daß er selbst nicht mehr merkt, was echt in ihm und was unecht ist, wo das Gefühl aufhört und die Grimasse beginnt. Immer für irgend Etwas begeistert; ein Tröster armer Seelen, der mit vibrierenden Nasenflügeln neue Lebensschönheit verkündet und dann hingeht, die Einnahme zählt und die schon recht hochwürdige Leibesfülle an vollen Schüsseln weidet. Starke Vitalität, einen Stiernacken, der aufgeregten Frauen gefällt, und eine metallische Stimme, die donnern und stöten kann und stets sinnlich reizt. Hält sich für den strengsten Kritiker seiner Wesensart und Bethätigung: und ist eitel wie ein verzoogenes Kind, immer mit sich zufrieden und vor der Gottähnlichkeit niemals bang. Hält sich für den Todfeind schwächlicher Kompromisse: und findet sich auf der breiten Heerstraße seines himmlisch öffentlichen Lebens mit allen Wirrigkeiten ab; mit dem Schwiegervater, einem Kellerpekulanten und Ausbeuter schlimmster Sorte, so gut wie mit der hysterischen Maschinenschreiberin, deren Altjungferablick den Gesalbten des Herrn nicht keuscher umbuhlt als im Hochsommer eine Fliege die Fleischbank. Auch erfahren dünkelt er sich, einen ganzen, jeder Tage gewachsenen Mann, den Gebieter im Haus, Stab und Stütze der schwachen Ehegenossin: und steht rathlos vor der winzigsten Schwierigkeit, kann — der von der Tribüne her einem ganzen Volk den Weg ins Heil weist — in seinen vier Pfählen nicht einen Knaben zähmen und wird Schrittchen vor Schrittchen von Frau Candida am Gurtband vorwärts gegängelt. Die kennt ihn bis in die Nieren; weiß, daß er kein Prophet und kein Kirchenlicht ist, doch eine treue, reinliche Seele; weiß, daß nicht der Inhalt, sondern der Klangreiz seiner Reden bewundert wird und daß die Frauenzimmer, die keine Ahnung von Sozialismus und kein Bedürfnis nach Religion haben, in seine Versammlungen laufen, weil der stattliche Bierziger ihnen in die Augen sticht. Und mit all seinen Schrullen und kleinen Bekereien hat Candida ihn rechtschaffen lieb. Wie ein großes, gutes Kind, das Einen braucht und, wenn Mama nicht wacht,

sich an jeder Kante der Thür eine Beule steife. Sie sorgt bei Tag (und gewiß auch bei Nacht) für sein leibliches Wohl, raubt ihm niemals die Illusion, im Haus der Herr und Gebieter zu sein, und erhält ihm auch sonst sorgsam alle Lebensklügel, die er für sein Behagen braucht. So lange es geht. Dann wählt sie, ohne eine Sekunde zu zaudern, einen anderen Weg; sagt ihm, zwischen zwei Küffen: Lieber Jakob, Du belügst Dich und Andere von früh bis spät, lockst mit Deiner staubigen Buchweisheit keinen Hund vom Ofen und solltest das ganze Phrasenbündel, das Du seit Jahren von Saal zu Saal schleppst, schnell in die Kampherfiste packen, die auf dem Boden steht. Den frommen Volkshelden entkleidet sie der Hochwürde und lächelt dem nackten Adam sanft ins Gesicht.

Warum? Weil ihr guter Jakob dicht vor der Gefahr steht, den Glauben an sich selbst zu verlieren, und einen neuen Stecken braucht, um weitermarschiren zu können. Am Themsestrand hat er einen Milchbart aufgelesen, der da obdachlos lag, weil er wähnte, mit einem Theel, der erst in acht Tagen fällig wird, könne man nicht Miethe und Kost bezahlen. So weltfremd ist das Bürschlein. Sohn eines steinreichen Lords, verzärtelt, Aesthet; kommt in Verlegenheit, wenn er sich ein Hemd kaufen oder einem Droschkenfutscher Trinkgeld geben will, und hält sich für den stärksten Psychologen im Inselreich. Ein Dichter; mit wunderkindlichen Zügen und kindischer Haltung. Fordert von Jedem, daß er frei, kühn, hehr, wahrhaftig sei und sich nie ins Kompromißjoch beuge. Sieht die Welt, wie sie in den Veröbüchern der Romantiker steht, und erschauert bei jeder Enttäuschung wie Jungfer Mimosa. Lebt man denn nicht, wie man dichtet? Möchte sich den Alltag stilisiren. Natürlich verliebt er sich in Frau Candida und lernt, als er so weit ist, den Ehemann schnell hassen. Ein Schönredner, der sein Himmelsglück gar nicht empfindet, die herrliche Frau nicht versteht, sie Zwiebeln schälen und Petroleum in die Lampen füllen läßt. Und der Poet sagt dem Pastor seine Wahrheit. „Sie bilden sich ein, daß Ihre Frau Sie liebt? Einen Jongleur in Bäffchen, der Phrasen in die Luft wirft und wieder auffängt? Unfähig zur Leidenschaft, zur Ekstase, zu apollinischem Rausch? Mich liebt sie, nur mich, der sie versteht, ihres feinen Wesens männliche Ergänzung ist; und wenn sie nicht vor Ihrer Brutalität zittern müßte, wenn sie in Freiheit wählen dürfte, dann . . .“ Das hat Jakob noch Keiner gesagt. Er lacht zuerst, fährt dem Bengel dann an den Hals, — und verliert schließlich doch das schöne Gleichgewicht seiner Pastorenseele. Noch vertraut er Candidas Reinheit. Die aber kraust das Näschchen, verbittet sich so unangenehme Redensarten, nennt ihren Jakob einen Prediger, dessen Zunge immer geölt sei, und preist die seelische Kraft, den Ephebenzauber des kleinen Poeten.

Da waaren die Grundmauern, die den wärmenden Lügenbau eines ehrenvollen Lebens trugen, und der Reverend wäre verloren, wenn die Frau ihm nicht weiterhülfe. Sie thut's. Candida ist Dreiunddreißig; gesund, heiter, behenden Geistes und als Frau und Hausmutter froh bei der Pflicht; eine gut genährte Madonna aus vlämischer Schule. Schmunzelnd sieht sie die beiden Männer an, zwischen denen sie steht. Der Kleine ist interessanter, hat mehr Entwicklungsmöglichkeiten und einen prachtvollen Mutz zu sechs Superlativen. Ganz echt aber, ganz natürlich ist er auch nicht; posirt nur anders als Jakob. Die Gedichte, die er deklamirt, sind nicht, immer von ihm, die Leidenschaft, die er ausstößt, ist manchmal erlesen. Pastoral oder romantisch: am Schluß käme es auf das Selbe heraus. Und zu Jakob gehört sie; ihn, dem sie zwei Kinder gebar, Mutter, Gattin, Schwester und Primath ist, hat sie lieb, als ihren dicksten, erwachsensten, vorwähntesten Jungen. Was plappert er da wieder von Reinheit und Tugend? Solcher Spatz hielte sie nicht in der Ehepflicht. Sind die Männer dumm! Die berühmten und genialischen, die „führenden Geister“ besonders. Da stehen die Beiden, salbabern und schwärmen und merken nicht, daß Candida mit ihrem blanken Leib und ihrem tapferen Herzen fest an dem Seelenhirten hängt, der ihr die Stiefel putzt. Dem Dichter einen Abschiedskuß auf die Stirn und zum Beside den Mutterwunsch, daß er den ersten Tropfen des süßen Jugendtrankes aus reinem Gefäß schlürfen möge; und dann mit Jakob zur Ruhe. Beiden hat die Kluge, Saubere geholfen. Der kleine Lord wird nicht wieder aus Verspalästen, die Andere thürnten, hochmüthig auf schlichte Menschlichkeit niederschauen. Und der Pastor war in Drang des Erlebens zum ersten Mal ehrlich gegen sich selbst, sah zum ersten Mal in der Frau die freie Gefährtin, die sich ihr Schicksal schafft, und fühlte sich, trotz Hochwürde und Oratorenruhm, gar nicht beleidigt, als sie ihm, nicht ganz nur im Spaß, zurief, sie bleibe bei ihm, weil er von beiden Werbern der schickere, des Schuzes bedürftigere sei. Und sie saß ihm vor den Ohren des schlaffen Redenwuhlers.

Hochwürden Jakob schien ein Philister und Pfrasendrescher und ist zum Kleinbürgerlichen Helden erst geworden, seit er die Massenballgalerie abthat. Der Heroenschein, meint der Fre, trägt eben immer. Und es ist sehr lustig zu sehen, wie er sich selbst, den Axtator und Wäldesfürker, beim Ohrläppchen nimmt: Bist auch so ein Jakob Morell, mein alter Junge! Glimpslich verfährt er nur mit den Frauen. Die sieht er nirgends posiren. Schule: John Stuart Mill: Das Weib steht der Natur näher. Und warum trotzdem kein Theatererfolg?.. Für die Antwort brauche ich mindestens noch ein Blatt Papier. M. D.